



Echte Überraschungen sind selten. Gelungene noch seltener. Von Gott überrascht zu werden - wann hat das zum letzten Mal in meinem Glaubensleben stattgefunden?

Lukas 24,1-12 ist ein Abschnitt, in dem Erwartungen der Jünger Jesu und Taten Gottes weit auseinander liegen. Er zeigt, wie schwer sich Gläubige tun, mit ihrer Vorstellungs- und Glaubensroutine hinter dem herzukommen, was Gott tut.

1. Abschied nehmen (V. 1-4a)

Bei den Juden war am Samstag 18.00 Uhr der Sabbat beendet. Jetzt konnte noch gearbeitet oder eingekauft werden. Zwei Frauen nutzen diese Möglichkeit, um noch für die Balsamierung des Leibes Jesu Einkäufe zu tätigen (Markus 16,1). Der Sonntag wird vorbereitet, um Jesus die letzte Ehre zu erweisen.

Den Leichnam eines geliebten Menschen für die endgültige Bestattung vorzubereiten, ist ein letzter Liebesdienst. Es ist keine leichte Aufgabe, aber eine notwendige. Genauso schwierig ist es, an das Grab eines geliebten Menschen zu treten. Über der ganzen Szene liegt etwas Endgültiges, Letztes, Abschließendes. Abschied nehmen und ins Grab legen. So ist das endgültige Ende der Beziehung zu einem Menschen.

Frauen aus Galiläa sind es,

die Jesus diesen letzten Liebesdienst erweisen wollen. In welcher Stimmung mögen sie den Sabbattag verbracht haben? Es ist bewegend, wie ihre Liebe dem toten Christus gilt. Kosten und Mühen werden nicht gescheut. Selbst das Risiko, auf der Seite eines wegen Gefährdung der öffentlichen Ordnung rechtskräftig Verurteilten gefunden zu werden und damit der Mitwisserschaft verdächtig zu sein, scheuen sie nicht. Sie sind bereit, auch Konsequenzen für sich selber in Kauf zu nehmen.

Ihr ganzes Denken und Streben kreist um ihren toten Herrn. Gerade die Bilder der letzten Tage: Verhaftung, Geißelung, Spott und Hohn und dann dieser schreckliche Tod. Sie waren Augenzeugen all dieser Dinge. Die Bilder gingen ihnen nicht aus dem Kopf. Welch ein Ende für Jesus, der doch im Leben ein Freund und Helfer, ja Retter der Menschen war.

Wenigstens im Tod sollte dem Herrn die Ehre erwiesen werden, die ihm gebührt.

Und dann der Schock. - Er war weg.

Es war ja schon merkwürdig, dass das Grab offen war, aber dann war auch der Leichnam fort. Sollte ihnen selbst der letzte Abschied, der letzte Liebesdienst nicht gegönnt sein? Ratlosigkeit.

Die Fixierung der Frauen auf den toten Christus macht sie unfähig, das zu erkennen, was Gott getan hat, macht sie unfähig, sich der Verheißung zu

Überra

„Was sucht ihr den Lebenden unter den Toten?“
Lukas 24,1-12

erinnern: „Nach drei Tagen werde ich ...“. Ihr Glaube ist in eine Sackgasse geraten.

2. Augenöffner (V. 4b-8)

Allein kommen die Frauen aus dieser Sackgasse nicht heraus. Sie suchen Jesus mit starker Liebe und mit großer Treue - aber mit schwachem Glauben und aufgegebener Hoffnung. Erst die Ankunft zweier Engel und deren Rede öffnet ihnen die Augen. Erst die himmlische Erscheinung richtet ihren Blick auf das eigentliche Geschehen. Bis heute spürt der Leser das Kopfschütteln und Staunen der Engel über das Anliegen der Frauen. Lebende bei den Toten zu suchen macht keinen Sinn. (Auf einer Suche nach einem verschwundenen Selbstmordkandidaten sagte einer der beteiligten Sucher: „Ich suche keinen Toten.“) In der Tat: einen Toten zu suchen, da lohnt der Einsatz nicht. Das hat Zeit. Ein Toter hat nichts mehr zu verlieren und auch nichts mehr zu geben. Jesus ist weder am Kreuz noch im Grab. Darum macht es keinen Sinn, ihn dort zu suchen. „Er ist nicht hier.“

Jesus ist der Lebendige. Im Leben müssen die Frauen ihn

schung!



suchen. Nicht im Tod, sondern im Leben findet das Entscheidende statt. Darum ist der lebendige Christus für unseren Glauben das Entscheidende und nicht der Tote (vgl. 1. Korinther 15,16-19). An den Eckpunkten des Lebens mit Gott steht der lebendige Christus.

- Nur ein lebendiger Christus beschenkt mich mit der Vergebung meiner Sünde (1. Korinther 15,17; Römer 4,25).
- Nur ein lebendiger Christus bewirkt die Sendung des Heiligen Geistes und macht dessen Wirken möglich (Johannes 14,15f).
- Nur ein lebendiger Christus kann wiederkommen. Er ist die Hoffnung der Gläubigen und der Richter der Welt (Johannes 5,28-29; 14,1-3).
- Nur ein lebendiger Christus hört und erhört meine Gebete (Johannes 14,13-15).
- Nur ein lebendiger Christus kann seine Verheißung erfüllen, bei mir zu sein (Matthäus 28,20).

Jesu hatte seinen Jüngern zwar angekündigt, dass er der Lebendige sein wird. Aber sie hatten von seiner Vorhersage nur behalten, dass er leiden und sterben müsste. Noch heute tragen diese Abschnitte in

der Bibel die Überschrift: Leidensankündigung. Vielleicht sollten sie besser Lebensankündigungen heißen (Lukas 18,31-34; u. a.).

Wir können hier nur spekulieren, aber wie wäre das Warten auf den Sonntag, ja der Sonntagmorgen selber wohl verlaufen, wenn die Jünger und Jüngerrinnen die Verheißung der Auferstehung nicht überhört hätten? Wie wäre es wohl gewesen, wenn ihr Denken nicht allein von Leiden und Tod Jesu gefangen gewesen wäre, sondern von der Hoffnung der Auferstehung? Von dem Wunsch, dem Lebendigen zu begegnen?

3. Unglaube (V. 9-12)

Der Beitrag der Engel hat bei den Frauen in Erinnerung gerufen, was Jesus vorhergesagt hatte. Sie gehen am Sonntagmorgen zurück zu den elf Aposteln und denen, die bei ihnen waren, um ihr Erlebnis zu berichten. Alles wird erzählt, von dem weggewälzten Stein, über das leere Grab bis zur Erscheinung der Engel und ihre Erinnerung an die Worte Jesu. Vor großem Publikum - nach Apostelgeschichte 1,15 gehörten immerhin 120 Personen zu diesem Kreis - legen die Frauen dar, was sie gesehen haben und welche Deutung der Ereignisse die Engel gegeben hatten. Die Namen Maria Magdalena, Johanna und Maria, des Jakobus Mutter, werden für immer mit diesem ersten Zeugnis von der Auferste-

hung verbunden sein. Die Reaktion der Jünger ist ernüchternd. „Unsinn, Nonsens, Geschwätz“ - damit werden die Ausführungen der Frauen titulierte. Petrus, durch den Bericht der Frauen doch irgendwie nervös geworden, geht zur Gruft und findet zu seiner Überraschung alles so wie berichtet. Wohl ohne Lösung, aber vielleicht mit einer Ahnung geht er wieder nach Hause. Der Unglaube der Jünger an die Auferstehung erinnert an die Reaktion der Heiden in Athen. Sie hielten das Zeugnis von Paulus über die Auferstehung auch für lächerliches Gerede (Apostelgeschichte 17,18ff). Die Auferstehung Jesu muss sich erst gegen den Unglauben und den Zweifel der Jünger durchsetzen. Diesen Zustand sollte erst die Erscheinung des Auferstandenen selber beenden (Lukas 24,33ff).

Ungläubige Jünger - eigentlich ein Widerspruch in sich selber. Ungläubig deswegen, weil sie nur einen Teil der Verheißung Jesu verinnerlicht hatten. Der Weg Jesu ist auf das Leben ausgerichtet. Er will, dass wir Leben haben und es im Überfluss haben.

Auch wenn das Leben wenig Überraschungen bietet, lass dich immer wieder neu von dem lebendigen Gott überraschen.

Roger Hofeditz 

Wie wäre das Warten auf den Ostermorgen wohl verlaufen, wenn die Jünger die Verheißung der Auferstehung nicht überhört hätten?!

Chronologie der Er

Die Geschichte von der Auferstehung unseres Herrn beginnt mit der Entdeckung des leeren Grabes. Alle vier Evangelisten berichten davon. In der Frühe des Ostermorgens wird das Grab Jesu offen vorgefunden. Der schwere Rollstein ist beiseite gewälzt und die Grabhöhle ist leer. Das ist aber schon das Einzige, worin alle vier Evangelisten übereinstimmen. Ansonsten scheinen sie sich in fast jedem Punkt zu widersprechen, allerdings nur auf den ersten Blick. Wenn man genauer hinschaut, verschwinden die Widersprüche, und die Aussagen der vier Zeugen werden gerade dadurch glaubhaft, dass sie sich unterscheiden.

Trotzdem bleibt jede Osterharmonie in gewisser Hinsicht spekulativ, denn manche Einzelheiten könnten auch anders gedeutet werden, als wir es tun werden. Trotzdem machen unsere Bemühungen klar, dass die Berichte der vier Zeugen sich nicht widersprechen, sondern sich im Gegenteil gut ergänzen. Solch ein Versuch in 16 Stationen sei hier vorgestellt:

1. Am Sonntagmorgen, als es noch dunkel war, verließen Maria aus Magdala und Maria, die Mutter von Jakobus dem Kleinen und Joseph, den Ort, wo sie übernachtet hatten und machten sich auf den Weg zum Grab. Vielleicht haben die beiden Frauen außerhalb in Betanien übernachtet und mussten daher zuerst aufbrechen.

2. Unterwegs stieß Salome zu ihnen, mit der zusammen sie schon am Freitagabend Balsam und Salben vorbereitet hatten und am Samstagabend noch wohlriechende Öle dazu gekauft hatten. Diese Öle wollten sie als Zeichen ihrer Verehrung über den mit Tüchern eingewickelten Leichnam gießen.

3. Auf dem Weg zum Grab schlossen sich ihnen noch andere Frauen an, unter denen sich auch Johanna, die Frau des Chuza, eines Verwalters von Herodes, befand. So waren ganz in der Frühe insgesamt mindestens fünf Frauen zum Grab unterwegs. Miteinander überlegten sie, wie sie den Stein vom Grab wegbekommen sollten, denn sie wussten nicht, dass das Grab inzwischen versiegelt und mit einer Wache gesichert worden war. Im Gegensatz zu den führenden Priestern und Pharisäern hatten sie die Sabbatruhe eingehalten und waren nicht zum Grab gegangen.

4. Als sie noch unterwegs waren, begann plötzlich die Erde heftig zu beben. Wir wissen nicht, ob die Frauen etwas davon mitbekommen haben. Jedenfalls berichtet Matthäus, dass ein Engel vom Himmel gekommen und zum Grab getreten war. Er wälzte den versiegelten Stein weg und setzte sich darauf. Die Wächter standen Todesängste aus. Vor Entsetzen stürzten sie ohnmächtig zu Boden und flüchteten, sobald sie wieder zu sich gekommen waren, in die Stadt. Der Engel wurde daraufhin offenbar wieder

unsichtbar, vielleicht um für die Frauen nicht schon von fern sichtbar zu sein und sie so wie die Soldaten zu erschrecken.

5. Als die Frauen am Grab eintrafen, das außerhalb von Jerusalems Stadtmauern lag, ging gerade die Sonne auf. Verblüfft stellten sie fest, dass der große schwere Stein vom Eingang weggerollt war. Maria aus Magdala schaute daraufhin nur flüchtig ins Grab und lief in die Stadt, um Petrus und Johannes zu berichten, dass der Leichnam weggenommen worden sei.



eignisse von Ostern

6. Die anderen Frauen betraten jetzt die Grabkammer, um nach dem verschwundenen Leichnam zu suchen. Da sahen sie auf der rechten Seite einen jungen Mann in weißem Gewand sitzen. Der Engel stand auf und forderte die Frauen auf, sich die Stelle, wo Jesus gelegen hatte, näher anzusehen. Als er aufstand, erschien auch der andere stehende Engel. Beide redeten die Frauen an und schickten sie mit der Auferstehungsbotschaft zu den Jüngern. Die Jünger sollten ihren auferstandenen Herrn in Galiläa treffen.

Die Aussagen der vier Zeugen werden gerade dadurch glaubhaft, dass sie sich unterscheiden!

7. Zitternd vor Furcht und Entsetzen verließen die Frauen die Grabkammer und liefen davon. Sie hatten solche Angst, dass sie unterwegs niemand etwas von ihrem Erleben erzählten. Gleichzeitig waren sie auch voller Freude über die Nachricht, dass ihr Herr auferstanden war. So schnell sie konnten, eilten sie in die Stadt zurück und berichteten allen Jüngern, was sie erlebt hatten. Doch die glaubten ihnen nicht.

8. Während die Frauen noch auf dem Weg waren, berichteten einige Soldaten der Wachmannschaft den führenden Priestern, was geschehen war. Die trafen sich sogleich mit den Ältesten zur Beratung und beschlossen, die Wache zu bestechen.

9. Inzwischen waren Petrus und Johannes auf die Botschaft der Maria aus Magdala hin zum Grab gerannt, um sich von dem Gesagten zu überzeugen. Johannes, der als Erster an der Grabhöhle war, riskierte zunächst nur einen Blick und sah die Leintücher. Als Petrus auch angekommen war, gingen sie hinein und sahen die Leinenbinden und das Tuch, das man dem Toten um den Kopf gewickelt hatte, extra liegen. Johannes glaubte sofort, dass sein Herr wirklich auferstanden war. Petrus aber konnte das noch nicht und ging nachdenklich wieder nach Hause.

10. Maria aus Magdala, die ihnen langsam gefolgt war, verweilte noch länger an der Grabhöhle und weinte, denn sie

glaubte immer noch, dass jemand den Leib ihres Herrn weggenommen hatte. Als sie dann noch einmal ins Grab hinein schaute, sah sie zwei Engel in weißen Gewändern auf der Felsenbank sitzen, wo der Leichnam gelegen hatte. Die fragten sie, warum sie weine. Während sie ihnen Auskunft gab, bemerkte sie hinter sich eine Person und wandte sich kurz nach ihr um, weil sie glaubte, es sei der Gärtner. Erst nachdem Jesus sie mit Namen ansprach, drehte sie sich ganz um und erkannte den Auferstandenen. Damit war sie die erste Person, der sich der auferstandene Herr offenbart hatte.

11. Maria ging zu den Jüngern und erzählte ihnen, was Jesus zu ihr gesagt hatte, doch sie glaubten ihr nicht.

12. Am gleichen Tag erschien der Auferstandene auch den anderen Frauen, die am Grab die Engel getroffen hatten. Er wiederholte den Auftrag, den ihnen schon die Engel gegeben hatten, dass die Jünger nach Galiläa kommen sollten.

13. Noch vor dem Abend erschien der Herr auch dem Petrus.

14. Dann erschien der Auferstandene den beiden Jüngern, die gegen Abend nach Emmaus unterwegs waren, und erklärte ihnen die messianischen Weissagungen des Alten Testaments. Sie erkannten ihn zunächst nicht, luden ihn aber zu sich nach Hause ein. Als er





am Beginn der Abendmahlzeit vor ihren Augen verschwand, brachen sie unverzüglich auf und kehrten wieder nach Jerusalem zurück.

15. Es könnte sein, dass einige der Jünger in Jerusalem inzwischen von der Auferstehung des Herrn überzeugt waren. Als die Emmaus-Jünger nämlich am späten Abend hereinkamen, wurden sie mit den Worten empfangen: „Der Herr ist tatsächlich auferstanden. Er ist dem Simon erschienen.“ Doch einige von den Anwesenden glaubten offenbar auch dann noch nicht, als die beiden aus Emmaus ihre Erlebnisse berichteten.

16. Plötzlich erschien der Auferstandene selbst in ihrer Mitte, obwohl sie die Türen verschlossen hatten, und grüßte sie mit „Schalom“. Doch sie waren starr vor Schreck, denn sie meinten, einen Geist zu sehen. Da sagte er zu ihnen: „Wie kommt es, dass solche Zweifel in euren Herzen aufsteigen? Schaut euch meine Hände und meine Füße an: Ich bin es wirklich! Berührt mich und überzeugt euch selbst!“ Dann aß er vor ihren Augen ein Stück gebratenen Fisch, um ihnen zu beweisen, dass er kein Geist sei. Er zeigte ihnen seine Hände und seine Seite und schalt sie, weil sie denen nicht hatten glauben wollen, die ihn nach seiner Auferstehung gesehen hatten. Da warfen sie sich vor ihm nieder und umfassten seine Füße. Der Herr gab ihnen erneut den Auftrag, zusammen mit seinen Brüdern nach Galiläa zu gehen.

So viel zum Geschehen am ersten Ostertag. Etwa in dieser Reihenfolge mit einigen leichten Variationen könnte es geschehen sein. Was dabei auffällt ist, dass die Evangelien keineswegs leichtgläubige Männer und Frauen zeigen, die ihrer Sinne nicht mächtig waren oder deren Wünsche sich in Auferstehungsvisionen manifestierten. Nein, sie waren allesamt sehr misstrauisch. Zunächst glaubten die Jünger

nicht einmal die Nachricht vom leeren Grab, ganz zu schweigen von den Engelererscheinungen. Sie besaßen offenbar keine hohe Meinung von der Zuverlässigkeit der Frauen und hielten das, was sie berichteten, für leeres Geschwätz. Als die Frauen später mit der Neuigkeit kamen, den auferstandenen Herrn selbst gesehen zu haben, zweifelten sie ernsthaft an deren Glaubwürdigkeit. Selbst als Kleopas mit seinem Sohn spät abends von Emmaus zurückkam, obwohl sie doch gerade erst dorthin aufgebrochen waren, und beide von ihrer Begegnung mit dem Auferstandenen berichteten, glaubten einige immer noch nicht. Nicht einmal, als Jesus selbst in ihrer Mitte erschien, glaubten sie sofort. Letztlich waren sie alle ebenso misstrauisch wie Thomas, von dem anschließend berichtet wird. Der Herr hatte viel Mühe damit, sie zu überzeugen. Ja selbst noch Tage später in Galiläa zweifelten einige.

Heute können wir ihnen für diesen hartnäckigen Unglauben nur dankbar sein. Denn ihre natürliche Skepsis, ihre Bereitschaft, eher ihren Sinnen zu misstrauen, als einen auferstandenen Gekreuzigten zu akzeptieren, steigert die Glaubwürdigkeit ihrer Berichte in erheblichem Maß. Die Tatsachen sprechen für sich. Sie sagen sehr deutlich: der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden!

Karl-Heinz Vanheiden



„Er ist auferstanden!“
„Er ist wahrhaftig auferstanden!“



Nur eine Schultasche



Heute bin ich zu spät in die Schule gekommen. Vor dem Schulhof stand eine Tasche. Mirjam, unsere Direktorin, rief die Sicherheitskräfte und die Polizei, denn das war ein „Chefez Chaschud“, ein verdächtiger Gegenstand. Sie befürchtete, dass ein Terrorist die Tasche voller Sprengstoff dorthin getan hatte.

Ich war mit noch anderen Kindern in unserem Klassenzimmer, das dem Schuleingang am nächsten lag. Wir hatten eine Besprechung der Schülervertretung.

Plötzlich kam Mirjam, unsere Direktorin, ins Klassenzimmer und sagte uns, dass wir sofort in das Zimmer nebenan gehen sollten. Sie erzählte uns, dass vor der Schule eine verdächtige Tasche stehe.

Dann kamen die Bombenexperten und die Polizei und überprüften die Tasche. Sie stellten

fest, dass es einfach die Tasche einer Schülerin war, die sie vergessen hatte, als sie vor der Schule auf jemanden gewartet hatte.

Als unsere Direktorin das hörte, sagte sie, dass das einfach eine Frechheit sei, die Tasche vor der Schule zu vergessen, weil man deshalb die Sicherheitskräfte und die Polizei rufen muss. Nachdem sie uns das gesagt hatte, durften wir nach Hause gehen.

Da kann man nichts machen. So ist das Leben in Israel. Jeder hat vor jeder Tasche und jedem anderen Gegenstand Angst. Sofort werden die Sicherheitskräfte und die Polizei gerufen.

von Sarah Gerloff (10 Jahre) 

© aus dem Hebräischen übersetzt von Johannes Gerloff, Christlicher Medienverbund KEP - <www.israelnetz.de>

Der Gott der nicht de

Unser Vater hat mehr Leben für uns, als wir uns je vor- stellen können.

Im Himmel wird nicht gegessen, nicht getrunken. Es gibt keinen Sex und keinen Schlaf. Dafür wird vor allem Lobpreis praktiziert.“ Das hörte ich das erste Mal in meiner Jugendgruppe, und war einigermaßen überrascht. Es erinnert an eine Parodie von Ludwig Thoma über einen Münchner, der recht unglücklich im Himmel sitzt und auf einer Wolke mehr oder weniger schön die Harfe schlägt. Oder an die Diskussion mit meiner Frau, ob ich im Himmel noch mit ihr verheiratet sein werde.

Zweifelnde Traditionalisten

Diese Sicht über den Himmel stammt unter anderem aus einer Diskussion, die Jesus mit einer jüdischen Sekte seiner Zeit führte, den Sadduzäern. Von ihnen weiß man nicht sehr viel (im Unterschied zu den Pharisäern), denn die Sadduzäer verschwanden nach der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 nach Christus von der Bildfläche. Außer in der Heiligen Schrift findet man nur noch Informationen bei einem Juden des ersten Jahrhunderts, nämlich Flavius Josephus.

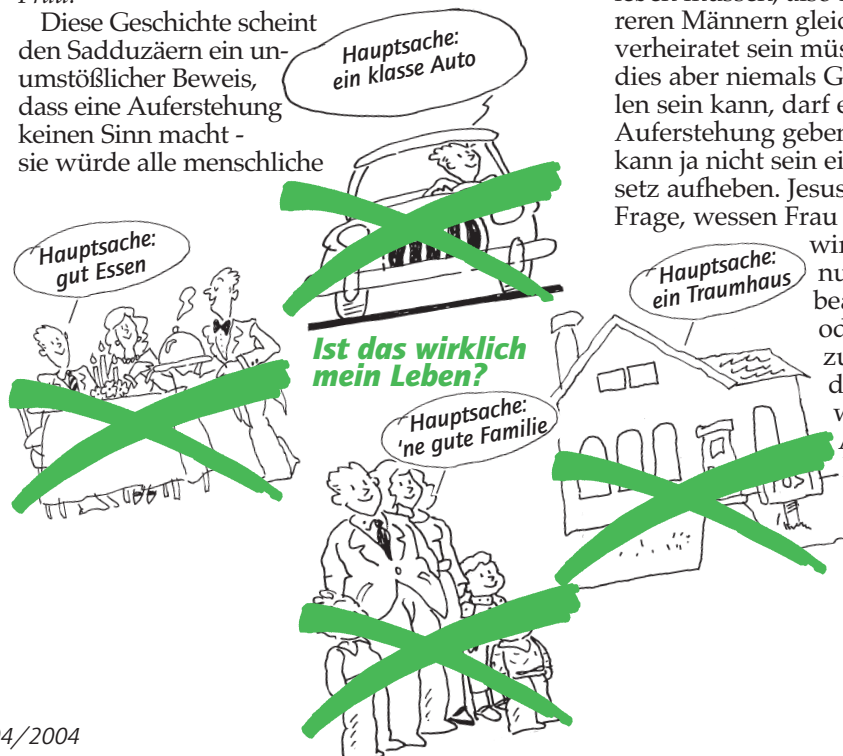
Folgendes Bild ergibt sich daraus: die Sadduzäer schätzten am Alten Testament vor allem die Fünf Bücher Mose, die Torah. Ansonsten waren es im Verhältnis zu den übrigen Juden eher Zweifler, die vor allem Mühe mit der Vorstellung von einer Auferstehung hatten. Im Israel der Zeit Jesu besaßen sie relativ viel Macht und stellten mindestens zum Teil den Hohepriester.

Die Sadduzäer konnten mit Jesus Christus nicht viel an-

fangen. Sie wollten ihn loswerden, weil er ihre gute Beziehung zur römischen Besatzungsmacht gefährden könnte. Deshalb versuchten sie, ihn mit einer theologischen Frage in die Enge zu treiben.

Lukas 20,27-33: „Es kamen aber einige der Sadduzäer herbei, die einwenden, es gebe keine Auferstehung, und fragten ihn und sagten: Lehrer, Mose hat uns geschrieben: Wenn jemandes Bruder stirbt, der eine Frau hat und ist kinderlos, dass sein Bruder die Frau nehme und seinem Bruder Nachkommenschaft erwecke. Es waren nun sieben Brüder. Und der erste nahm eine Frau und starb kinderlos; und der zweite und der dritte nahm sie; ebenso aber auch die sieben, sie hinterließen keine Kinder und starben. Zuletzt aber starb auch die Frau. In der Auferstehung nun, wessen Frau von ihnen wird sie sein? Denn die sieben hatten sie zur Frau.“

Diese Geschichte scheint den Sadduzäern ein unumstößlicher Beweis, dass eine Auferstehung keinen Sinn macht - sie würde alle menschliche



und göttliche Ordnung auf den Kopf stellen, denn die Frau, von der erzählt wird, würde nach der Auferstehung polygam bzw. polyandrisch leben müssen, also mit mehreren Männern gleichzeitig verheiratet sein müssen. Da dies aber niemals Gottes Willen sein kann, darf es keine Auferstehung geben. Gott kann ja nicht sein eigenes Gesetz aufheben. Jesus kann die Frage, wessen Frau sie sein

wird, also nur falsch beantworten oder er muss zugeben, dass es wohl keine Auferstehung geben wird.

Der Lebenden - der Toten



Der Himmel ist ganz anders

Jesus geht aber auf die Frage der Pharisäer gar nicht ein. Er nennt keinen der Brüder als möglichen Partner für die siebenfache Witwe. Vielmehr antwortet er in zwei eigenen Gedankengängen:

1. Die Sadduzäer irren, wenn sie meinen, dass das Leben hier im Leben „dort“ einfach nur fortgesetzt wird.

Lukas 20,35: „*die aber, die für würdig gehalten werden, jener Welt teilhaftig zu sein und der Auferstehung aus den Toten, heiraten nicht, noch werden sie verheiratet; denn sie können auch nicht mehr sterben, denn sie sind Engeln gleich und sind Söhne Gottes, da sie Söhne der Auferstehung sind.*“

Die Vorstellung der Sadduzäer vom ewigen Leben ist eine Fortsetzung unseres jetzigen Lebens unter besseren Voraussetzungen. Es erinnert an die Paradiesvorstellung der

**Absicherung,
Erfüllung,
Freude,
Frieden und
Ruhe, langes
Leben in
Gesundheit,
geordnete
Verhältnisse -
das alles
darf in mei-
nem Leben
vorkommen,
aber es ist
nicht das
Leben!
Es ist Bei-
werk, das
jederzeit
zusammen-
brechen
kann.**

Muslimen, die mit einer großen Zahl von Jungfrauen Sex haben werden und aus einem Fluss mit Wein trinken dürfen. Jesus stellt klar, dass das keinen Sinn macht, weil nämlich die Menschen nicht mehr sterben werden. Und wenn sie nicht mehr sterben, dann ist auch die Vermehrung nicht mehr sinnvoll. Der ganze Rhythmus aus Geburt, Hochzeit und Tod existiert im Himmel nicht mehr. Es gibt kein Kommen und Gehen mehr, kein Verabschieden und Sterben mehr. Und deshalb gibt es auch keine Ehen mehr.

Man darf sich das Leben im Himmel nicht wie ein Gespenst vorstellen, ein Geist oder eine Seele, die durch die Luft schwebt. Wir werden einen Körper haben, und wir werden sehr konkret leben, wie Paulus in 1. Korinther 15 betont. Aber dieser Körper wird andere Bedürfnisse haben als unser jetziger Körper, er wird sich an anderen Dingen begeistern als an denen, die uns jetzt viel bedeuten, und er wird Freude ohne Einschränkung und ohne Angst vor dem Tod erleben.

2. Jesus zitiert dann aus 2. Mose 3, einem Buch, das die Sadduzäer sehr schätzen. Andere mögliche Argumente für die Auferstehung, wie etwa Hesekiel 37; Jesaja 25,8; Daniel 12,3 werden bewusst nicht von Jesus angeführt, da für die Sadduzäer vor allem die Torah maßgebend ist.

Gott der Lebenden

Lukas 20,37: „*Dass aber die Toten auferstehen, hat auch Mose beim Dornbusch angedeutet, wenn er den Herrn ‚den Gott*

Abrahams und den Gott Isaaks und den Gott Jakobs‘ nennt. Er ist aber nicht Gott der Toten, sondern der Lebenden; denn für ihn leben alle.“

Gott erinnert Mose erst mal an das, was er schon für und mit Menschen gemacht und was er ihnen versprochen hat. Da es zu Moses Zeiten eine große Auswahl an Göttern gab, musste Gott erst mal erklären, wer er eigentlich ist: Nämlich genau der, der mit Abraham, Isaak und Jakob gesprochen und ihnen ein Land versprochen hatte!

Jesus führt dann eine zweite These ein, die von den Sadduzäern offensichtlich ohne Widerspruch akzeptiert wurde:

Gott ist ein Gott der Lebendigen (nicht der Toten).

Vielleicht grenzt er hier zu den Totengöttern Ägyptens und anderen ab, die in der Unterwelt leben und die Toten in Empfang nehmen. Vielleicht geht es nur darum, dass Gott so sehr Leben verkörpert, dass es einfach unvorstellbar ist, dass er sich mit seinem Namen an Menschen bindet, die für immer tot sein werden. Oder er möchte deutlich machen, dass Gott nicht Menschen etwas verspricht, um sich dann so zu verspäten, dass diese Menschen leider nicht mehr bekommen, worauf sie gewartet haben.

Für die Sadduzäer ist der Beweis aus der Heiligen Schrift auf jeden Fall ausreichend, denn sie wissen keine Argumente mehr gegen Jesus (Lukas 20,40).

Deutlich wird: wer sich auf den lebendigen Gott einlässt, der kann gar nicht tot bleiben! Er muss leben, weil Gott seine Leute nicht im Tod lässt. Gott



muss seine Versprechen wahr machen, weil alles andere gegen seine Ehre und gegen sein Wesen gehen würde.

Unser Schwachsein, das Krankwerden und das Sterben scheinen dem zu widersprechen. Und deshalb kämpfen Menschen wie besessen um jeden Zentimeter Gesundheit, um jeden Tag Leben auf dieser Erde, um jede Art von Freude und Stärkung. Misstrauisch sehen wir dem Tag des Sterbens entgegen, kaum etwas jagt uns so viel Angst und Hoffnungslosigkeit ein. Wer immer zu Gott gehört, kann jedoch nicht anders, als den Sterbetag überleben! Es muss ein Leben danach geben, denn Gott lebt und verleiht Leben. Zwei Dinge werden mir dadurch klar:

Nur eine Adresse für Leben

1. Ich bin auf der richtigen Seite. Wenn ich leben will, Leben suche, dann gibt es nur eine Adresse, bei der ich finde, was ich suche: Gott! Alles andere ist Schein, ist der Versuch, mir Leben vorzuspielen: Absicherung, Erfüllung, Freude, Frieden und Ruhe, langes Leben in Gesundheit, geordnete Verhältnisse - das alles darf in meinem Leben vorkommen, aber es ist nicht das Leben! Es ist Beiwerk, das jederzeit zusammenbrechen kann. Wenn Gott ein Gott der Lebendigen ist, und ich ein Kind Gottes, dann wird Gott es einfach nicht dulden, dass ich tot bleibe. Es muss eine Auferstehung geben, so wahr es Gott gibt. Der Tod konnte auch Jesus nicht im Grab halten. Das Leben, das Gott gibt, sprengt das Korsett des Todes!

2. Wenn Gott nur ein Gott der

Jeder Versuch, unser kleines Leben hier ängstlich gegen mögliche Ansprüche Gottes abzuschotten, jede Freude mitzunehmen und möglichst um jede Stunde Leben zu feilschen, möglichst alles festzuhalten und nichts herzugeben, ist letztlich eine Beleidigung des lebendigen Gottes.

Lebendigen sein kann, dann kann ich sogar **mein Leben für ihn riskieren** - weil ich es letztlich überhaupt nicht verlieren kann. Stellen Sie sich Folgendes vor: sie wären der Sohn einer der reichsten Männer der Welt. Sie sind unterwegs und halten an einem kleinen Restaurant. Ihr Vater bittet Sie, ihm das Geld für das Essen vorzustrecken, da er kein Portemonnaie dabei hat. Und nun reagieren Sie folgendermaßen: Sie sagen ihm, dass sie dazu nicht bereit sind. Sie hätten selber nicht viel. Außerdem müssten sie etwas zurückerlegen, falls schlechtere Zeiten kommen. Auch wären Sie sich nicht sicher, ob sie alles zurückbekämen. Sie könnten sich höchstens vorstellen - unter gewissen Bedingungen - eine Teilsumme vorzustrecken. Wie würden Sie so eine Reaktion beurteilen? Richtig: Das wäre verrückt! Denn Sie wissen, dass sie einen Tag später in Geld schwimmen können, wenn sie das möchten - ihr Vater hat es ja!

So ist das mit dem lebendigen Gott, dem Gott der Lebendigen: er hat eine Fülle von Leben, und jeder Versuch, unser kleines Leben hier ängstlich gegen mögliche Ansprüche Gottes abzuschotten, jede Freude mitzunehmen und möglichst um jede Stunde Leben zu feilschen, möglichst alles festzuhalten und nichts herzugeben, ist letztlich eine Beleidigung des lebendigen Gottes.

Meine Nachbarn fahren zwei wunderschöne Autos. Ihr Grundstück ist immer gepflegt, weil sie dafür sehr viel Zeit haben. Sie haben Muße zum Erholen, Spazieren gehen, Fernse-

hen gucken - was immer ihr Herz begehrt. Die Nachbarn zur anderen Seite können viermal im Jahr einen ausgedehnten Urlaub machen. Nur ich finde kaum Zeit, mein Haus instand zu halten, fahre einen alten Wagen und bin froh, wenn ich eine kostengünstige Urlaubsmöglichkeit entdecke. Soweit die menschliche Perspektive. Wie aber sieht es wirklich aus? Der Gott meiner Nachbarn ist der Mammon. Er ist so tot wie man nur sein kann, und meine Nachbarn gehen auf einem entsetzlichen Weg in eine entsetzliche Zukunft ohne Gott. Mein Gott ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Und dieser Gott hält so viel Leben für mich bereit, dass es meinen Verstand sprengt, mir das auszumalen. Vier mal Urlaub im Jahr wird mir dann wie ein Scherz vorkommen. Und deshalb habe ich jetzt schon gut lachen.

Und da ich schon mal dabei bin: ich bin überzeugt, dass wir über unsere Bedenken, ob es im Himmel langweilig wird oder ob es nicht schade ist, wenn wir keine Ehe mehr leben, einmal schallend und laut lachen werden, bis uns die Tränen kommen - weil es einmal aus der Perspektive des Himmels so unglaublich klein-kariert und witzig aussehen wird, dass Menschen Angst vor dem Leben selbst hatten.

Ulrich Neuenhausen



Mein Gott ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Und dieser Gott hält so viel Leben für mich bereit, dass es meinen Verstand sprengt, mir das auszumalen.



Nur keine Eile



G

Geistliche Reife ist ein Prozess. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, wie Sie dabei mit Gott zusammenarbeiten können:

Glauben Sie daran, dass Gott an Ihrem Leben arbeitet, auch wenn Sie es gerade nicht fühlen

Geistliches Wachstum ist oft eine langwierige Arbeit; ein kleiner Schritt folgt auf den nächsten. Erwarten Sie stufenweise Verbesserungen. In der Bibel steht: „Ein jegliches hat seine Zeit und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde“ (Prediger 3,1). Es gibt auch in Ihrem geistlichen Leben Zeiten des Wachstums und Zeiten der Ruhe. Manchmal erleben Sie vielleicht einen kurzen, intensiven Wachstumsschub (Frühling), gefolgt von einer Periode der Stabilisierung und des Austestens (Herbst und Winter).

Was ist mit den Problemen, Gewohnheiten und Verletzungen, die Sie am liebsten auf wundersame Weise aus der Welt schaffen würden? Es ist gut, für ein Wunder zu beten, doch seien Sie nicht enttäuscht, wenn die Antwort durch schrittweise Veränderungen geschieht. Mit der Zeit wird ein langsamer, stetiger Strom von Wasser auch den härtesten Felsen zerfressen und riesige Steine in Kiesel verwandeln. Mit der Zeit kann ein kleiner Sprössling zu einer gigantischen Eiche mit riesigem Durchmesser werden.

Führen Sie Buch über die Lektionen, die Sie gelernt haben

Damit meine ich kein Tagebuch über Ereignisse, sondern eine Aufzeichnung über das, was Sie gelernt haben. Schreiben Sie die Erkenntnisse und Lektionen auf, die Gott Sie über sich selbst, über das Leben, über Beziehungen und alles andere gelehrt hat. Halten Sie alles schriftlich fest, damit Sie es immer wieder nachlesen und sich daran erinnern können. Geben Sie es an die nächste Generation weiter. Wir müssen Lektionen wiederholen, weil wir sie

sonst vergessen. Ein regelmäßiger Blick in Ihr geistliches Tagebuch kann Ihnen viel unnötigen Schmerz und Kummer ersparen: „Deshalb müssen wir umso mehr auf das achten, was wir gehört haben. Sonst verfehlen wir noch das Ziel!“ (Hebräer 2,1).

Seien Sie mit Gott und sich selbst geduldig

Eine Sache in unserem Leben, die uns immer wieder frustriert, ist, dass Gottes Zeitplan selten mit unserem übereinstimmt. Wir sind oft in Eile, wenn Gott es nicht ist. Vielleicht sind Sie über den vermeintlich so langsamen Fortschritt frustriert, den Sie im Leben machen. Denken Sie daran, dass Gott nie in Eile ist, aber immer zur rechten Zeit kommt. Er will Ihre gesamte Lebenszeit nutzen, um Sie auf Ihre Rolle in der Ewigkeit vorzubereiten.

Die Bibel ist voller Beispiele dafür, wie Gott einen langen Prozess gebraucht, um einen Charakter zu verändern, besonders bei Leitern. Er brauchte 80 Jahre, um Mose vorzubereiten, 40 Jahre davon in der Wildnis. Mose wartete und fragte sich 14.600 Tage lang: „Ist es jetzt so weit?“ Doch Gott entgegnete: „Noch nicht.“

Entgegen vielen populären Buchtiteln gibt es keine leicht zu gehenden Schritte zu Reife oder zu sofortiger Heiligkeit. Wenn Gott einen Pilz schaffen will, tut er das über Nacht, doch wenn er eine große Eiche schaffen will, braucht er dazu 100 Jahre. Große Seelen wachsen durch Kämpfe und Stürme und Zeiten des Leidens. Seien Sie in diesem Prozess geduldig. Jakobus rät: „Bis zuletzt sollt ihr so unerschütterlich fest bleiben, damit ihr in jeder Beziehung zur vollen geistlichen Reife gelangt und niemand euch etwas vorwerfen kann oder etwas an euch zu bemängeln hat“ (Jakobus 1,4).

Lassen Sie sich nicht entmutigen

Als Habakuk depressiv wurde, weil er glaubte, dass Gott nicht schnell genug am Werk sei, antwortete Gott darauf Folgendes: „Denn was ich dir jetzt offenbare, wird nicht sofort eintreffen, sondern erst zur festgesetzten Zeit. Es wird sich ganz bestimmt erfüllen, darauf kannst du dich verlassen. Warte geduldig, selbst wenn es noch eine Weile dauert. Dies ist die Botschaft“ (Habakuk 2,3). Eine Verzögerung von Gottes Seite ist keine Verweigerung. Denken Sie daran, wie weit Sie schon gekommen sind, und nicht daran, wie weit Sie noch gehen müssen. Sie sind nicht dort, wo Sie gerne sein wollen, aber Sie sind auch nicht da, wo Sie einmal waren. Vor einigen Jahren trugen viele Menschen einen Anstecker mit den Buchstaben PBPINFWMY. Diese standen für: „Please Be Patient, God Is Not Finished With Me Yet“ (Bitte sei geduldig, Gott ist mit mir noch nicht fertig). Gott ist noch nicht mit Ihnen fertig, also bewegen Sie sich vorwärts. Selbst die Schnecke erreichte durch Ausdauer die Arche.

Rick Warren

aus: „Leben mit Vision - Wozu um alles in der Welt lebe ich?“, 2003 Gerth / PJ, geb. 330 Seiten, 17,95 €, ISBN 3-89490-480-1, Abdruck mit



freundlicher Genehmigung. Zu beziehen durch Christl. Bücherstuben GmbH, Postfach 1251, 35662 Dillenburg



Der Mann mit d

Ein neutestamentliches Gleichnis aus einem etwas ungewöhnlichen Blickwinkel erzählt:

Dieser Mann mit seiner weißen Weste hatte zwar einen Namen, aber der wird uns nicht genannt. Er war ein edler Mensch mit guten Vorsätzen, die er auch - im Gegensatz zu vielen anderen Zeitgenossen - in die Tat umsetzte. Er wohnte am Rande eines Villenviertels, gehörte selbst jedoch nicht zu den so genannten „Prominenten“. Sein Haus war nicht so groß wie die Villen in der Nachbarschaft, trotzdem war er zufrieden, denn er wusste um viele Menschen, denen es schlechter ging als ihm.

Ein vorbildlicher Mensch

Er war seinem Schöpfer dankbar für das, was er besitzen durfte, und hatte ein Herz für die Armen. Nein, er war nicht wie der Reiche, der den armen Lazarus vor seiner Tür nur von Abfällen leben ließ. Er gab den zehnten Teil seines Einkommens für die Armen, so wie es im Gesetz vorgeschrieben war.

Von seiner Jugend an besuchte er regelmäßig alle Gottesdienste. Er hatte als Lebensmotto einen Vers aus der Bergpredigt gewählt: „*Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, so wird euch solches alles zufallen!*“ Damit meinte er alle Dinge, die man so zum Leben braucht. Ja, er kannte sich aus, in der Heiligen Schrift.

Auch in moralischer Hinsicht hatte er sich nichts zuschulden kommen lassen. Er galt bei der Jugend als Vorbild, und er war ein geachteter Bürger seines Landes, der nie mit den geltenden Gesetzen in Konflikt kam.

Er lebte in einer Zeit, in der die Könige noch etwas zu

sagen hatten, und nicht wie heute, nur Geld kosten.

Eine merkwürdige Einladung

Eines Tages gab es eine große Aufregung in der Stadt. Vornehm gekleidete Boten aus dem Schloss des Königs gingen durch die Straßen. Nach anfänglicher Skepsis seitens der Einwohner wurde bald überall Freude laut. Denn das gab es noch nie: Der König lud alle zu einem großen Fest ein.

Normalerweise wurden sonst nur Adelige und Prominente geladen. Doch diesmal war alles anders. Die Boten des Königs gingen mit ihren Einladungen in die Häuser der einfachen Leute. Unser Mann mit der weißen Weste war einer der Ersten, die eingeladen wurden.

Und so half er den Dienern freudig mit, ihren Auftrag zu erfüllen. Sie gingen auch in die Baracken und Hütten der Ärmsten. Die Diener des Königs luden jeden ein, der ihnen über den Weg lief: Männer und Frauen, Handwerker und Geschäftsleute, Hirten und Bauern. Sogar Obdachlose, Bettler, Asoziale, Landstreicher und Alkoholiker wurden nicht ausgelassen.

Bald bewegte sich eine bunt zusammengewürfelte Schar mit allen möglichen und teilweise heruntergekommenen Menschen in Richtung Schloss. Unser Mann mit der weißen Weste mitten unter ihnen. Er dachte nach, wie der König sich das wohl vorgestellt hatte, mit diesen Leuten in einem Königspalast, in dem alles auf Hochglanz poliert ist. Aber das sollte seine Sorge nicht sein.

Die Tore zum Schlosspark waren weit geöffnet, und die Menge stürmte hinein, freundliche Diener standen an den Türen zum Palast und winkten den Ankommenden einzutreten. Sie betraten einen langen, mäßig beleuchteten Gang mit vielen Türen. Vor unserem Mann mit der weißen Weste bildete sich eine Reihe. Er staunt stellte er fest, dass alle Gäste in einen besonderen Raum gelotst wurden. Es musste eine Art Wasch- und Umkleideraum sein.

Festkleidung wird gestellt!

„Gute Idee!“, dachte er bei sich selbst, „der König hat wirklich für alles gesorgt.“ Er stellte sich auf die Zehenspitzen, und dann sah er, am Ende des Ganges bereits die ersten Geladenen mit weißen Kleidern vorbeihuschen.



„Ist ja schon allerhand, dass der König zum Fest einlädt, aber dass er auch noch die Festkleidung stellt, übertrifft alle Erwartungen. - Andererseits würden die Gestalten vor ihm und hinter ihm, so wie sie jetzt aussahen, auch nicht in den Palast passen.“ Dabei sah der Mann mit der weißen Weste an sich herunter und beschloss, die Gastfreundschaft des Königs nicht mehr als nötig in Anspruch zu nehmen. Er trug nicht nur eine weiße Weste, nein, sein ganzer Anzug war weiß. Er hatte ihn immer mit Stolz getragen. Diesen noblen Anzug würde er jetzt nicht gegen ein Festgewand tauschen, das ihm aus Gnade und Barmherzigkeit zur Verfügung gestellt wurde. Immer näher kam er zur Tür hinter der sich das Wasch- und Umkleidezimmer befand. Er würde sich gleich entscheiden müssen. Etwas Zeit zum Überlegen brauchte er noch und trat aus der Reihe. Freundlich gab er seinem Hintermann ein Zeichen, dass er seinen Platz einnehmen könne.

Er begab sich an einen Platz,



er weißen Weste



Ich brauche keine Barmherzigkeit

Jetzt steht sein Entschluss fest: „Ich werde vor den König treten und mich für die Einladung und das Angebot eines Festkleides bedanken, aber wenn der König dann meinen tadellosen Anzug mit der weißen Weste sieht, wird er froh sein, dass es auch Menschen wie mich gibt, die keinen Dreck an ihrer Kleidung haben.“

In der Zwischenzeit ist die Reihe der Wartenden auf wenige Personen zusammengeschrumpft.

Und nun wird es Zeit zu gehen. Erhobenen Hauptes schreitet er zum Festsaal - und öffnet die schwere Tür. Doch welch ein Schreck! - Gleißend helles Licht blendet seine Augen. Die Gäste mit ihren strahlenden Gewän-

dern an den Tischen drehen erstaunt ihre Köpfe zur Tür, und mit Entsetzen stellt unser Mann mit der weißen Weste fest, dass sein tadelloser Anzug im Vergleich zu den Festgewändern der anderen Gäste grau und schmutzig ist. So wie er vorher mit Abstand der am besten gekleidete Mann war, so ist er jetzt der mit Abstand am schlechtesten gekleidete Gast.

Beschämt sucht er sich einen Platz am Rand des Saales, wo er hofft, nicht weiter aufzufallen. In diesem Moment betritt der König den Saal, um seine Gäste zu begrüßen. Sofort fällt sein Blick auf unseren Mann mit der vermeintlich weißen Weste. Der würde am liebsten in den Boden versinken, als der König direkt auf ihn zukommt und fragt: „Freund, wie bist du ohne Festgewand hier hereingekommen?“

Das hatte sich unser Mann mit seiner vermeintlich weißen Weste doch ganz anders vorgestellt! Ihm fällt nichts mehr ein, was er hätte sagen sollen.

Wie betäubt hört er die Worte des Königs an seine Diener: „Bindet ihm die Hände und Füße und werft ihn in die Finsternis hinaus! Da wird Heulen und Zähneklappern sein.“

Fazit

Wir wissen, um welches Gleichnis es sich hier handelt. Es ist das Gleichnis von der königlichen Hochzeit, bei der ein Mensch ohne hochzeitliches Gewand erschien (Matthäus 22,1-14). Hier ist eine große Gefahr, gerade für hilfsberei-

te und edle Menschen mit einem vorbildlichen Lebenswandel. Man hält sich für gut und hofft, damit Gott imponieren zu können. Tatsache ist aber, dass vor Gottes Gerechtigkeit kein Mensch bestehen kann, selbst dann nicht, wenn ihn die Kirche heilig spricht.

In Jesaja 64,5 macht Gottes Wort uns deutlich, wie unsere weiße Weste in Gottes Augen aussieht: „Wir alle sind wie ein Unreiner geworden und all unsere Gerechtigkeiten wie ein beflecktes Kleid. Wir alle sind verwelkt wie das Laub welkt, und unsere Sünden trugen uns davon wie der Wind.“ Aber wer Gottes Urteil über die eigene Gerechtigkeit anerkennt, der erhält die Vergebung der Sünden durch das Blut des Herrn Jesus, und zwar so gründlich, als ob er nie gesündigt hätte.

Günter Seibert



Weitere Bibelstellen:

Jesaja 61,10:

„Freuen, ja freuen will ich mich in dem HERRN! Jubeln soll meine Seele in meinem Gott! Denn er hat mich bekleidet mit Kleidern des Heils, den Mantel der Gerechtigkeit mir umgetan, wie der Bräutigam sich nach Priesterart mit dem Kopfschmuck und wie die Braut sich mit ihrem Geschmeide schmückt.“

Offenbarung 3,5:

„Wer überwindet, der wird so mit weißen Kleidern bekleidet werden, und ich werde seinen Namen aus dem Buch des Lebens nicht auslöschen und seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln.“

an dem er den Gang besser überblicken konnte. Wieder kam einer mit Festkleid vorbei und ging in den Saal. Doch der Gang war zu schwach beleuchtet, um Einzelheiten erkennen zu können. Aber eins fiel auf: Alle waren so sehr verändert, dass er sie sich kaum noch in ihren alten Klamotten vorstellen konnte. Wieder fiel sein Blick auf die Reihe der Wartenden. Die brauchen wirklich das Festkleid vom König. Das stand fest. Für ihn wäre es aber die Gelegenheit, dem König einmal zu zeigen, dass er seiner Einladung würdig sei, und es nicht nötig habe, sich auch noch das Festkleid schenken zu lassen.

Gar zu gerne hätte er gewusst, was mit seinem tadellosen Anzug geschieht, wenn er in den Waschraum geht. „Man muss alles abgeben, bevor man das Festkleid erhält!“ erfuhr er schließlich. „Das kommt nicht in Frage! - Dann sieht man ja gar keinen Unterschied mehr zwischen mir und den anderen armen Schluckern!“



Ein Altar für Gott



„Und Gott sprach zu Jakob: Mache dich auf, zieh hinauf nach Bethel und wohne dort, und mache dort einen Altar dem Gott, der dir erschienen ist, als du vor deinem Bruder Esau flohest!“ 1. Mose 35,1

Zwanzig Jahre war Jakob in der Fremde gewesen, nun war er zurückgekehrt ins Land Kanaan. Ganz allein und außer seiner Kleidung nichts weiter als einen Stock in der Hand, so war er von zu Hause weggezogen, geflüchtet aus Angst vor der Rache seines Bruders Esau, den er um den Segen des Vaters betrogen hatte. Nun aber war er nicht mehr allein, nun hatte er eine große Familie, die mit dem ganzen dazugehörenden Gesinde ein kleines Heer bildete. Und nun besaß er nicht nur einen Stock, sondern eine riesige Viehherde und ein ganzes Dorf von Zelten.

Als Jakob sich anschickt, in der Gegend von Sichem im Norden Kanaans zu bleiben, fordert Gott ihn auf - wie wir es oben lesen - nach Bethel im Süden des Landes zu ziehen. Dort hatte Jakob seine erste Gottesbegegnung gehabt, als er auf seiner Flucht von zu Hause auf freiem Feld übernachtete. Dort hatte Gott ihm versichert, ihn zu behüten, ihn nie zu verlassen und ihn in das Land Kanaan zurückzubringen, das er den Nachkommen Abrahams zugesprochen hatte. Und dort hatte Jakob seinerseits Gott versprochen, an diesem Platz ein Haus Gottes zu errichten, wenn Gott seine Zusagen wahr macht.

Nun aber, entsprechend der Worte Gottes wohlbehalten und mit großem Reichtum nach Kanaan zurückgekehrt, scheint Jakob es nicht sehr eilig zu haben, sein Gelübde einzulösen. Gott muss ihn erst eindringlich daran erinnern, bevor Jakob sich auf den Weg macht.

Da mag es manchem von uns gehen wie Jakob. Zwar werden nur wenige von uns ihren Bruder um einen Segen betrogen haben und

sind deshalb geflohen. Aber jeder von uns - so hoffe ich - hat in kritischen Situationen seines Lebens schon eine Begegnung mit Gott gehabt. Denn bedrückende Umstände gab es ja nicht nur zur Zeit Jakobs, sondern gibt es auch heute, mehr als uns lieb ist.

Da ist schon in der Schule und in der Ausbildung der elende Stress bei Klausuren und Prüfungen, da ist der erste oder wiederholte Liebeskummer, wenn die Welt unterzugehen droht, da ist der zermürbende Konkurrenzkampf im Beruf und Geschäft. Da sind Krisen in der Ehe und Familie, bange durchwachte Nächte am Bett eines mit dem Tod ringenden Kindes und tränenvolle Stunden, wenn heranwachsende Kinder einen Weg gehen, der das Herz der Eltern bluten lässt.

Mancher hat in solchen Krisen wie Jakob den tröstenden Zuspruch Gottes erfahren und sich dabei ebenfalls wie Jakob vorgenommen, Gott „etwas Gutes zu tun“. Der eine wollte sich endlich Gott völlig ausliefern, der andere fleißiger in der Bibel lesen, treu in der Gemeinde mitarbeiten oder gar aufs Missionsfeld gehen. Doch wie das Leben so ist - Gott etwas zu versprechen ist die eine Sache, es dann aber auch einzulösen, da kommt manches „dazwischen“.

Wie oft lasse ich Gott warten? Nehme auf einmal meine eigenen Versprechen nicht mehr ernst? Wie oft muss er mich wie Jakob daran erinnern?

Dabei ist es in erster Linie nicht Gottes, sondern unser eigener Schaden, wenn wir Gott etwas schuldig bleiben. (Und auch dann gilt seine Gnade - zu unserem Heil und Glück.) Und doch ist es für uns selbst der größte Gewinn, wenn wir für Gott einen „Altar“ errichten - in Gemeinschaft mit ihm leben, ihn stetig anbeten und ihm aus tiefer Dankbarkeit für seine Segnungen auch recht verstandene Opfer bringen.

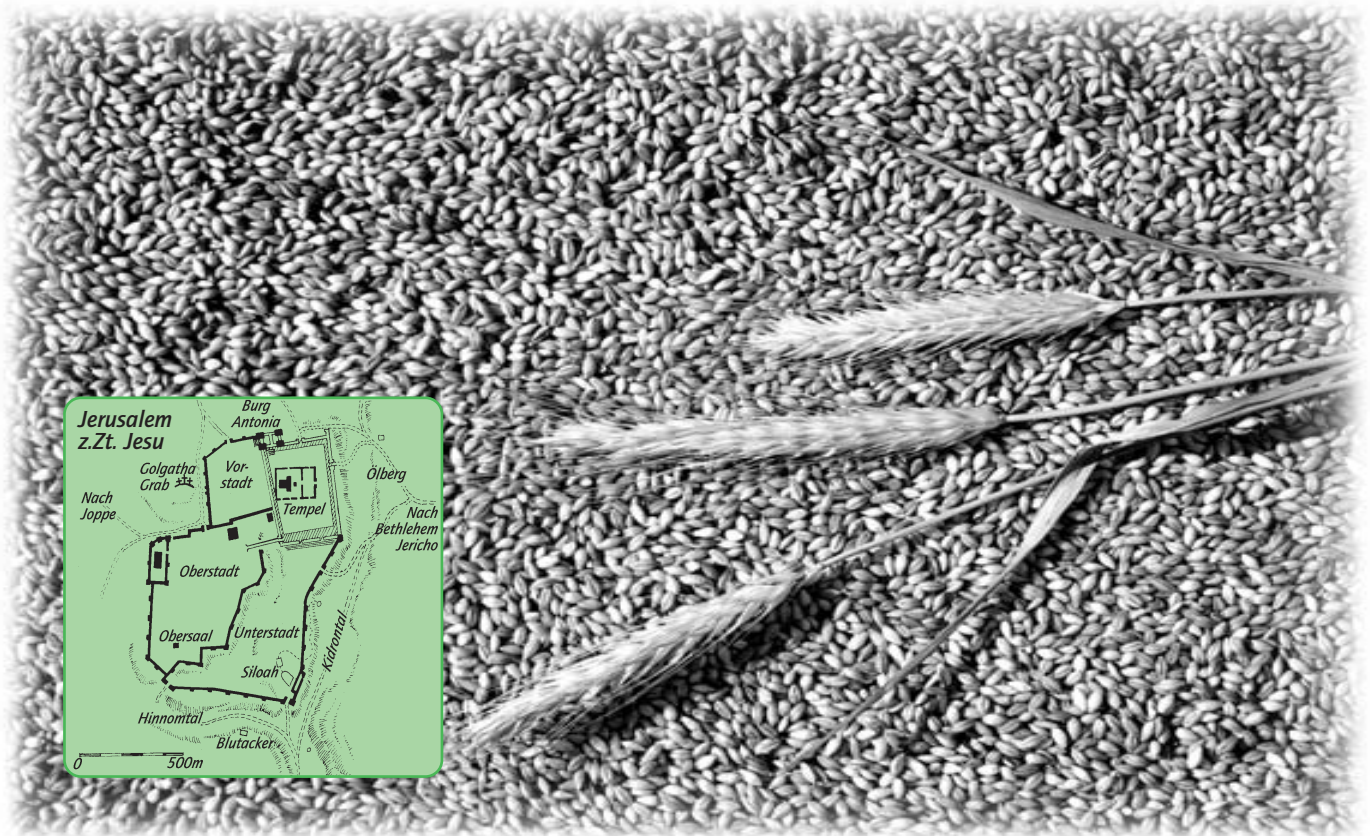
Otto Willenbrecht



Aufgelesen

Das Leben gewinnen

„Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es viel Frucht“ (Johannes 12,24).



Wir müssen zuerst den ganzen Abschnitt Johannes 12,20-31 lesen. Sonst werden wir den zitierten Satz und die nachstehend dazu geäußerten Gedanken nur mangelhaft verstehen.

Griechen wollen Jesus sehen

Griechen und Juden waren aus aller Welt in Jerusalem zusammengekommen, um Passah und Pfingsten zu feiern. Traditionell waren Griechen Leute, die ganz anders lebten und denen ganz andere Dinge wichtig waren als den Juden. Alles, was dem Juden etwas bedeutete und was ihm rechtes Menschsein ausmachte, nämlich Gottesfurcht und ein Leben nach dem göttlichen Gesetz, war dem Griechen fremd. Das alte Griechentum war ganz menschenbezogen. Ihm war der Mensch das Maß

aller Dinge. Wen wundert's, dass die Griechen entsprechend am Leben litten. Ein weit verbreitetes Vorurteil besagt, dass die Griechen besonders lebensfroh gewesen seien. Sie waren es nicht. Das beherrschende Lebensgefühl des Griechen war der Pessimismus. Der Idealwunsch der Griechen war „Nicht-Geborenwordensein“. Das Zweibeste sei, wenn man schon das „Geborenein“ nicht mehr rückgängig machen kann, möglichst bald „nicht mehr zu sein“.

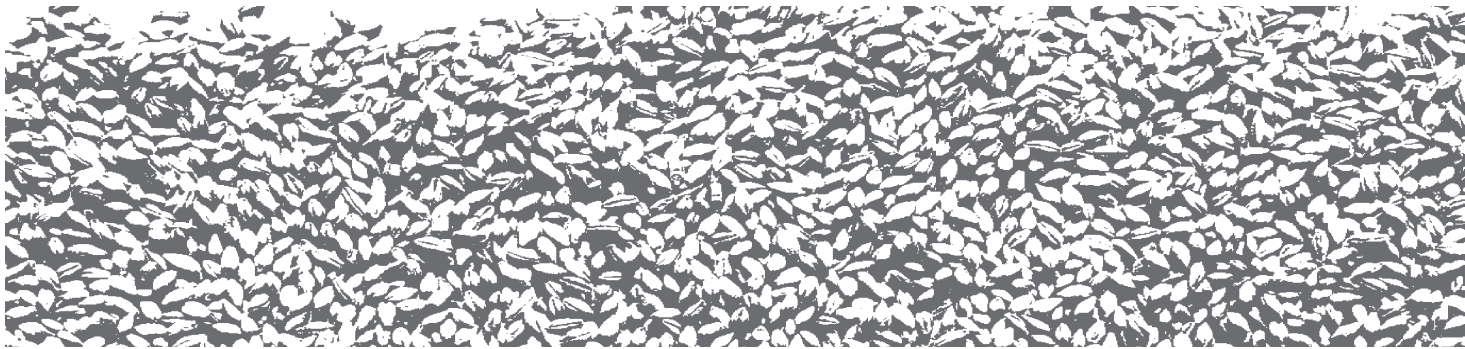
Was nun die in unserem Text genannten Griechen nach Jerusalem zum Fest gezogen hatte, wissen wir nicht genau, aber wir wissen, weil der Text es uns sagt, dass sie Jesus sehen wollten. Sie werden von seinen Wundertaten und von seinen Worten etwas gehört haben, und das hat möglicher-

weise die Hoffnung geweckt, dass es für sie vielleicht doch ein besseres Sein geben könnte, als das Nichtmehrsein.

Die Griechen waren in ihrem Pessimismus vor allem dem modernen, aber auch dem postmodernen Menschen sehr ähnlich. Könnte es sein, dass um uns her Menschen sind, die Jesus sehen wollen? Und haben wir es schon erlebt, dass einer uns gefragt hat: „Kannst du mich mit Jesus bekanntmachen?“ Wenn nicht, woran könnte das liegen?

Der Menschensohn soll verherrlicht werden

Wie zeigt sich nun der Herr den Menschen, die hier nach ihm gefragt hatten? Wie so oft antwortet er auf die durch die Jünger an den Herrn weitergereichte Bitte der Griechen ganz anders, als die Jünger



oder überhaupt jemand erwartet hätte. Er sagt zuerst, die Stunde sei gekommen, in der der Menschensohn verherrlicht werden müsse. Ist die Antwort auch unerwartet, muss sie doch etwas mit der gestellten Frage zu tun haben, sonst hätte der Herr sie nicht gegeben. Auffällig ist, dass er sich als den Menschensohn bezeichnet. Er tut das zwar im Johannesevangelium häufig (und beileibe nicht nur im Johannesevangelium), und doch hatte das hier wie immer seinen Grund. Griechen wollen ja gerade wissen, was denn bestes Menschsein sei. Und jetzt soll ein Mensch in einer Weise manifest werden, die kein Grieche je geahnt hätte, übrigens auch kein Jude, nicht einmal die Jünger. Ja, manifest werden, denn das bedeutet im Grunde der Ausdruck „verherrlicht werden“.

Die Herrlichkeit des Menschensohnes soll aufscheinen. Was ist denn das, seine „Herrlichkeit“? Umschreiben wir es einmal so: Es ist die Gesamtheit seiner Vollkommenheiten. Seine vollkommene Gnade und seine vollkommene Wahrheit wurden in seinem Leben und mehr noch in seinem Sterben sichtbar. Das hat uns Johannes in den einleitenden Abschnitten zu seinem Evangelium schon gesagt (Johannes 1,14.17).

Wenn das Weizenkorn nicht stirbt ...

War der erste Satz des Herrn schon unerwartet, ist es sein zweiter noch viel mehr. Diese Griechen wollen Jesus sehen. Was hat das nun damit zu tun, was wir hier hören: „Wenn das

Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es viel Frucht“?

Zunächst: Am Sterben des Menschensohnes sollte offenbar werden, wer er ist und wie er ist. Wir erinnern uns an das Wort Jesu:

„Wenn ihr den Sohn des Menschen erhöht haben werdet, dann werdet ihr erkennen, dass ich es bin“ (Johannes 8,28).

Aber dann auch: Sein Sterben hatte ein weiteres Ergebnis. Das Weizenkorn würde nicht allein bleiben, sondern viel Frucht bringen, d. h. viele Weizenkörner würden aus diesem einen Weizenkorn wachsen. Durch sein Sterben sollte er viele Söhne zur Herrlichkeit bringen (Hebräer 2,10). Das wissen wir, weil wir Christen sind, ganz gut. Es ist zwar eine ganz unbegreiflich große Sache, aber sie ist wahr. Bedenken wir aber den Zusammenhang auch dieser Aussage vom sterbenden Korn. Griechen wollen Jesus sehen; sie wollen sehen und damit verstehen, was denn ein wirklicher Mensch sei, und das heißt auch: Was ist richtiges Menschsein? Wie soll einer sein Leben führen? Oder sagen wir: gestalten - ein großes Wort, an das wir uns gewöhnt haben. Unserem Leben die rechte Gestalt geben. Es so einrichten, dass es gut, dass es richtig, dass es sinnvoll, dass es nützlich, ja, dass es auch schön sei.

Wie soll das nun geschehen? Durch Sterben, durch Verlieren und Preisgeben von allem, woran wir uns normalerweise klammern. Durch Sterben

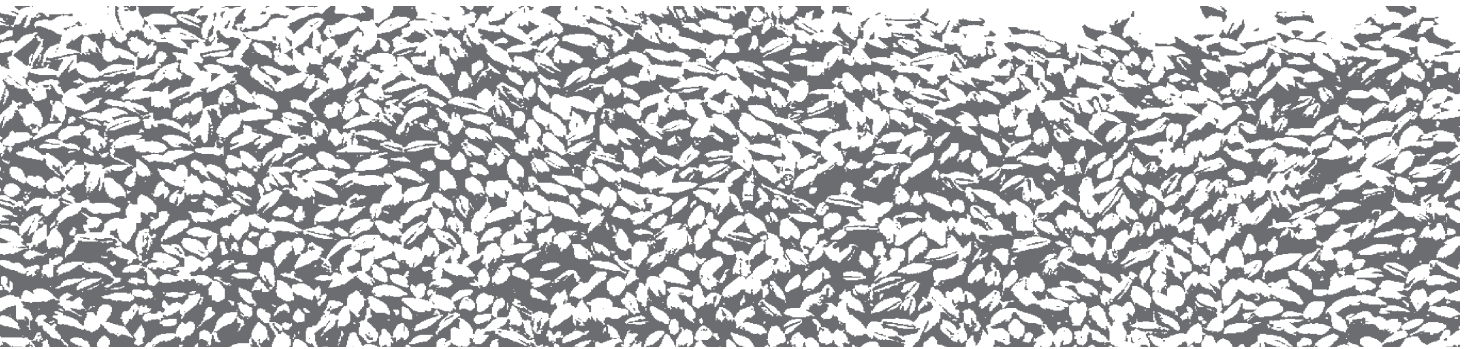
Kennst du Christen, die sich beständig darüber beschweren, dass sie so allein seien?

Du kannst ziemlich sicher sein, dass sie es genau deshalb sind, weil sie sich selbst so sehr lieben; weil sie ihr eigenes Leben lieben; weil sie sich selbst verwirklichen wollen.

Hast du schon gemerkt, dass gerade die Leute, die immer unzufrieden sind, weil angeblich nie jemand nach ihnen fragt, eben selbst nie danach fragen, wie es anderen gehen könnte.

kommt der Mensch zum Leben; stirbt er nicht, bleibt er tot. Ja, tot. Er bleibt nämlich allein, und Alleinsein ist eigentlicher Tod. Ein Blick in den Schöpfungsbericht kann uns helfen, das besser zu verstehen; denn dort lernen wir etwas darüber, was Leben und was Tod ist. In 1. Mose 2,7 lesen wir, wie Gott den Menschen zu einer lebendigen Seele schuf. Fragen wir dann, was es denn heiße, zu leben, was eine „lebendige Seele“, ja, was überhaupt Leben sei, dann gibt uns jenes Kapitel folgende Antwort: Leben kann erklärt werden als eine Summe von Beziehungen, Beziehung zu Gott, der den Menschen schuf, Beziehung zum Erdboden (2,7), Beziehung zur Arbeit (2,15), Beziehung zur sinnlich wahrgenommenen Umwelt (2,9), Beziehung zu den Tieren (2,19.20) und Beziehung zur Frau, oder allgemein gesagt: zum Menschen (2,23-25). Diese Beziehungen machten das Dasein des Menschen reich, tief und schön.

Tod heißt nun, dass alle diese Beziehungen zerstört oder zumindest gestört sind. Der absolute Tod ist die absolute Beziehungslosigkeit. Wir können stattdessen auch sagen: die Vereinsamung. Die Hölle der Verdammten ist auch die vollkommene Vereinsamung, das totale Dunkel, „die Äußere Finsternis“ (Matthäus 22,13). Im absoluten Dunkel sehen die Augen nichts; und sieht man nichts, ist man allein mit sich selbst; es sei denn, man habe jemanden, den man halten oder mit dem man reden könne. Die Hölle muss aber der absolute, der ewige Tod sein; sonst wäre sie nicht Hölle. Der zweite Tod ist



die totale Isolation. Und das bedeutet, dass es dort keine Beziehungen mehr gibt. Jeder ist allein mit sich selbst. Der gesellschaftliche Tod, den wir heute erleiden, ist zu einem großen Teil Beziehungslosigkeit. Alles ist sinnlos, denn alle Beziehungen sind kaputt. Da ist kein Gott, der tröstet, da ist keine Liebe, die man gibt oder nimmt. Da ist keine Wahrheit, der man verpflichtet ist, da ist kein Ziel, auf das man hinlebt. Es sind keine Zuordnungen da, und darum ist es dunkel und ist es kalt. Jedes Weizenkorn ist allein. Es will zwar nicht allein sein, aber es will auch nicht sterben; es will nicht preisgeben, es will seinen eigenen Wünschen nicht absagen, es will sich selbst verwirklichen. Und so bleibt es allein.

Wer sein Leben liebt, wird es verlieren

Kennst du Christen, die sich beständig darüber beschweren, dass sie so allein seien? Du kannst ziemlich sicher sein, dass sie es genau deshalb sind, weil sie sich selbst so sehr lieben; weil sie ihr eigenes Leben lieben; weil sie sich selbst verwirklichen wollen. Hast du schon gemerkt, dass gerade die Leute, die immer unzufrieden sind, weil angeblich nie jemand nach

ihnen fragt, eben selbst nie danach fragen, wie es anderen gehen könnte. Für sie zu beten, den Fernseher auszuschalten, die Illustrierte wegzulegen (oder abzubestellen) und stattdessen auf die Knie zu gehen, um für diesen Bruder und jene Schwester zu flehen und so der Reihe nach die ganze Gemeinde durchzubeten, das tun sie nie. Wenn wir unser eigenes Leben lieben, werden wir das wahre Leben verlieren. Wir erinnern uns: Leben, wahres Leben, so wie Gott es von Anbeginn wollte, ist eine Fülle von wunderbaren Beziehungen. Das verlieren wir und sind dann immer mehr allein mit unseren Wünschen und Frustrationen.

Wer mir dient, soll mir nachfolgen

Hier haben wir es schwarz auf weiß: Der Herr erwartet von allen, die ihm dienen wollen, dass sie ihm nachfolgen. Es genügt nicht, Jesus zu sehen, wie diese Griechen wollten. Sehen wir ihn, sollen wir ihm nachfolgen. Darum ist er in dieser Welt erschienen; darum hat er sich dir und mir gezeigt. Es wäre ganz jämmerlich, redeten wir nur davon, was wir da gesehen haben und folgten wir ihm nicht nach. Folgen wir ihm aber nach, dann heißt das nichts anderes, als dass wir wie er

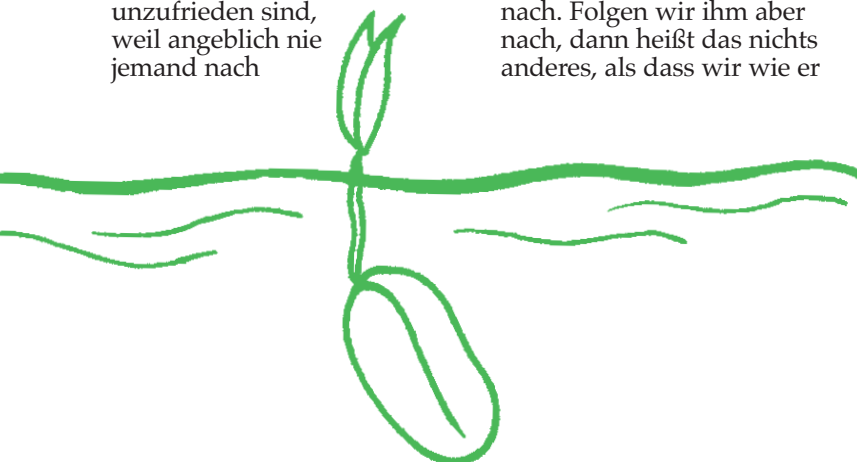
sterben müssen. So werden wir ihm wirklich dienen; so werden wir sein Werk, das er als Mensch auf dieser Erde tat, fortführen. So werden Menschen an uns Jesus sehen. Das ist doch das Eigentliche; darum muss es uns doch gehen. Alles andere im Glaubensleben und im Gemeindeleben muss dem zugeordnet sein. Was das nicht bewirkt, ist mangelhaft, am Ende nichtig.

Darum wollen wir sterben, unseren persönlichen Ehrgeiz drangeben, unsere Lebenswünsche abgeben, unsere Ziele abschreiben. Wir wollen Jesus nachfolgen; wir wollen nicht nach unseren Vorstellungen leben, sondern ihm folgen, wenn wir seine Stimme hören. Wir wollen nicht tun, was wir wollen, sondern tun, was er will.

Benedikt Peters



Wenn wir unser Leben lieben, werden wir das wahre Leben verlieren.



Leben vom guten Hirten (Johannes 10, 1-11)

Jetzt haben es die Politiker wieder geschafft uns total zu verunsichern. Sie haben uns auch die letzte Gewissheit der Absicherung im Alter genommen. „Das ist doch nicht so schlimm“, sagen andere, „wir bieten dir eine bessere Perspektive: Zahle regelmäßig bei uns ein und dein Lebensabend ist gerettet.“ Wirklich? Oder gehen wir doch wieder „Halsabschneidern“ auf den Leim, die in ihre eigene Tasche wirtschaften?

Denn mit unserer Sehnsucht nach Absicherung lässt sich gut verdienen. Jesus weiß um unsere Bedürfnisse nach Sicherheit und Geborgenheit! In einem Gleichnis versucht er, uns seinen Standpunkt deutlich zu machen.

Es geht dabei um Schafe. Jeder weiß: Schafe sind wehrlose und hilflose Tiere, nicht besonders intelligent. Aber eines wissen sie: dass sie Schutz und gutes Futter brauchen. Schutz vor wilden Tieren und Dieben gibt es im Schafstall. Und um an saftiges Gras zu kommen, braucht man jemand, der die richtigen Plätze kennt. Die entscheidende Person für die Schafherde ist ihr Hirte! Mit ihm steht und fällt ihr Leben. Der Hirte bringt seine Schäfchen ins Trockene.

Was hat Jesus Christus mit einem Schafstall zu tun?

„Ich selbst bin die Tür, die zu den Schafen führt“ (V.7+9). Was meint Jesus damit?

Türen verbinden und trennen zugleich, sie sind Zugang oder Abgrenzung, sie können offen oder geschlossen sein. Normalerweise fallen mir Türen erst auf, wenn sie für mich verschlossen sind. Ganz schlimm ist es, wenn Türen dauerhaft verschlossen sind: Dem Ausgeschlossenen rauben sie die Heimat und umgekehrt

zerstören sie die Freiheit. Vor beidem habe ich Angst.

Jesus vergleicht sich selbst mit einer offenen Tür. Das heißt, er steht verbindend zwischen zwei Räumen, die völlig voneinander getrennt sind. Diese Räume sind die Welt Gottes und die Welt der Menschen.

Jesus macht hier ein Angebot: Wer wirklich zu denen gehören will, die nahe bei Gott sind - zu „seinen Schafen“ - hat nur eine Möglichkeit: Jesus Christus selber. Er ist die Tür zu Gott. Durch diese Tür zu gehen heißt, an Jesus zu glauben, denn er alleine verbindet Diesseits und Jenseits, Himmel und Erde, Gott und Mensch. Durch diese Tür zu gehen heißt aber auch, dass wir täglich mit unseren Anliegen und Sorgen zu ihm kommen können. Wir dürfen ihm „die Tür einrennen“.

Schafe leben ständig in Gefahr

Jesus ist der einzige Zugang zu Gott! Kann man dem einfach so glauben? Das bekannte Magazin DER SPIEGEL, schrieb vor kurzem: „Die so genannten Biblizisten glauben, dass die Bibel Wort für Wort stimmt; sie lehnen etwa die Evolutionstheorie ab. Sie zweifeln auch nicht an der Jungfrauengeburt und erwarten die persönliche Wiederkehr Christi. Homosexualität, Selbstbefriedigung und Abtreibung sind für sie Sünden. ... Der religiöse Fundamentalismus ist Ausdruck einer tiefgehenden Protesthaltung gegen alle Errungenschaften der modernen Welt - gegen Pluralismus, Demokratie und Wissenschaft.“

Aus ganz verschiedenen Gründen stellen sich Menschen immer wieder gegen Christen und gegen Christus. Sie behaupten, Christen würden Anteilnahme und Hilfe an anderen vortäuschen, meinen letzt-



lich aber nur sich selbst. Ihr Interesse wäre nicht, den anderen aufzubauen, sondern ihn für ihre Zwecke und Ideen zu missbrauchen. Doch davor hat Jesus selber gewarnt: „Alle die sich vor (neben) mir als eure Hirten ausgaben, waren Diebe und Räuber“ (V.8). „Der Dieb kommt (heimlich) um zu stehlen, zu schlachten und zu vernichten“ (V.1+10).

Unser Herr ist eindeutig: Diesen Leuten glaubt nicht! Sie sind eine große Gefahr, denn sie kommen „um zu vernichten“.

Heute ist die Fülle der Sinnangebote für unser Leben verwirrend. Unsere Zeit bietet unglaublich viele Ablenkungsmöglichkeiten. Aber es können auch erdrückende Sorgen sein. Alles das kann Menschen hindern, die offene Tür zu Gott zu entdecken, unser Leben zu vergeuden und schließlich zu verlieren.

Jesus Christus und seine Schafe

Ein guter Hirte kennt jedes Schaf, seinen Namen und seine Persönlichkeit. Ein guter Hirte führt und versorgt seine Schafe. Jesus sagt: So ein Hirte bin ich! Ja, noch mehr: „Ich bin der gute Hirte!“ (V.11). Und dieser gute Hirte ruft deshalb auch jedes Schaf „mit seinem Namen und führt sie auf die Weide“ (V.3+9).

Damit meint Jesus: „Ich kenne deinen Namen, ich kenne dich, ganz persönlich. Ich bin für dich da. Ich will dich und möchte dich gebrauchen. Ich liebe dich. Und mein Wunsch und Anspruch an dich ist, dass du mir folgst. Das wird keine halbherzige Sache sein. Denn

Überfluss



ich rette dich aus deiner Sünde, aus dem, was dich fesselt und kaputt macht. „Wer durch mich zu meiner Herde kommt, der wird gerettet werden“ (V.9). Das sind keine leeren Worte. Jesus hat sich bereits voll für jeden von uns eingesetzt. „Ein guter Hirte setzt sein Leben für die Schafe ein!“ (V.11). Und deshalb können wir sicher sein, dass er auch meint, was er sagt. Unser Herr ist nicht wie viele Menschen, die letztlich kein wirkliches Interesse an uns haben. Er verspricht dir und mir: „Ich bringe Leben - und dies im Überfluss“ (V.10).

Doch wenn ich mein Leben anschau: stimmt das denn? Zum Teil. Ich erlebe viel Schönes, Momente echter Liebe und Gemeinschaft oder auch das Überwältigtsein von der Schönheit der Natur. Aber das ist nur ein Teil meines Lebens. Auch Christen werden längst nicht immer von dem Gefühl bestimmt, in einer großen Fülle zu leben. Unser Leben ist oft eingeschränkt durch Krankheiten, durch Neid anderer, durch wirtschaftliche Not und vieles mehr - von Kriegen und seinen Folgen ganz zu schweigen.

Was meint Jesus dann, wenn er uns Leben im Überfluss verspricht?

1. Sicherheit: Es beginnt damit, dass wir ohne Vorbedingung in eine lebensfördernde Beziehung zum höchsten Herrn der Welt treten können. Diesem guten Hirten zu folgen, das gibt unserem Leben Sinn und Sicherheit!

2. Entfaltung und Auftrag: Aus dieser Gottesbeziehung heraus lässt sich unser Leben entfalten, weil Jesus ein zuverlässiger Wegweiser für alle Bereiche des

Lebens ist. Unsere Aufgabe ist es, Gottes Liebe in die Welt zu tragen. Das macht einen Unterschied: für uns selbst und durch uns für andere. Jesus zu folgen ist viel besser, als einem Lebensstil zu folgen, der nur die Frage kennt: „Was muss ich tun, damit es mir gut geht?“

3. Versorgung: Gott selbst versorgt uns mit allem, was wir brauchen (nicht mit allem, was wir uns wünschen!). Wir haben eine Verbindung zu der Person mit den größten Ressourcen überhaupt. Die Fülle Gottes steht uns offen.

4. Zukunft: Und dieses Leben ist nicht begrenzt. Es hört nicht auf, trotz aller Schwierigkeiten, trotz allen Versagens und trägt auch durch den Tod. Denn Gott ist der Garant unseres Lebens. Jesus verlässt uns nicht, wenn es brenzlig wird, wie die „Diebe und Räuber“ (V.8). Gerade in solchen Situationen werden wir seine Nähe und Fürsorge in besonderer Weise erleben. Wir sind auf ewig geborgen, was auch immer das Leben uns bringen wird.

Die Reaktion der Schafe

Jesus geht vor seinen Schafen her, „und die Schafe folgen ihm, weil sie seine Stimme kennen.“ (V.4+9) Schafe können gut unterscheiden, mit wem sie es zu tun haben, ob mit einem Fremden oder mit ihrem Hirten. Vor der Stimme eines Fremden laufen sie weg. Aber der Stimme ihres Hirten vertrauen sie.

Das gilt auch für uns als Christen: Wir hören nicht auf die vielen Stimmen in unserer Gesellschaft, die uns ein schillerndes Leben versprechen, aber Gottes Realität verleugnen. Wir sollen aktiv dafür sorgen, dass diese Stimmen keinen Einfluss auf unser Denken, Fühlen und Wollen nehmen. Je besser wir Gottes Stimme kennen, umso leichter können wir diese negativen Stimmen in unserem Umfeld identifizieren und ausschalten.

Natürlich ist das ein Prozess. Bei Schafen dauert es sechs bis acht Wochen, bis sie der Stimme eines Hirten ganz vertrauen. Wenn die Tiere nicht hören wollen, dann klappen sie beide Ohren weg. Sind sie halb interessiert, wird ein Ohr aufgerichtet. Wenn das Schaf aber voll da ist, sind beide Ohren gespitzt.

Ich wünsche uns, dass uns Gottes Stimme so vertraut und wertvoll wird, dass wir mit beiden Ohren gespannt zuhören, sobald er zu uns redet. Diesem unserem guten Hirten zu folgen, ist die Grundlage eines Lebens im Überfluss.

Siegfried Beecken





Im Gespräch weiterkommen

Menschen fördern durch Gespräche

Irgendwie hat mich dieses Gespräch weitergebracht. Aber wieso?

Michael hat doch nur Fragen gestellt! Eine Stunde lang haben wir uns unterhalten, aber kein Ratschlag oder Lösungsvorschlag kam von ihm. Ich hatte fremde Hilfe gesucht und jetzt kommt es mir vor, als hätte ich die Lösung selbst erarbeitet. Was ist da passiert?

OK, drehen wir doch einfach noch mal an der Zeituhr ... Ich bin seit kurzem Jugendleiter in unserer Gemeinde. Michael ist von der Gemeindeleitung der Betreuer für uns Mitarbeiter und damit mein Ansprechpartner. Also hab ich ihn besucht, um seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Nach einem netten „Hallo“, begleitet von einem guten Kaffee, ging's dann zur Sache:

„Wie kann ich dir helfen?“ fragte Michael aufmerksam.

„Ich kann es eigentlich noch nicht genau sagen. In der Jugend könnte vieles noch besser laufen. Außerdem wächst mir die Arbeit über den Kopf. Ich weiß viel zu wenig! Deshalb wollte ich deine Anleitung. Sag mir bitte was ich tun soll!“ Voller Erwartung zuckte ich meinen Kuli, um seine nun folgenden Ratschläge aufzuschreiben.

„Bevor wir loslegen, würde ich dir gerne ein paar grundsätzliche Dinge erklären“, erwiderte Michael.

„Klar, gerne“ meinte ich und schlürfte einen Schluck Kaffee.

„Die Kompetenz und Qualität eines Leiters ist zu 70% von seiner Persönlichkeit und nur 30% von seinem Wissen abhängig“.

„Das ist interessant“, erwiderte ich und notierte es mir. „Aber, was bedeutet das?“

„Sicherlich ist Wissensvermittlung ein wichtiger Bestandteil, um andere weiterzubringen, aber ich sehe meine Aufgabe in erster Linie nicht darin, dich in meiner langjährigen Erfahrung der Mitarbeit zu unterrichten. Für mich bist du also kein „leeres Gefäß“, das ich jetzt füllen darf, sondern vielmehr jemand, in den Gott bereits ein großes Potenzial hineingelegt hat. Ich möchte dir helfen es zu entdecken und dich darin fördern“, erklärte er fröhlich weiter.

Es hat mich sehr bewegt, das zu hören. Ich glaube, Michael war der erste, der mich auf meine Fähigkeiten angesprochen hat.

Michael fuhr fort: „Ich glaube du wirst deine Aufgabe bald sogar besser wahrnehmen, als ich es je könnte. Das ist mein Ziel!“

„Das versteh ich nicht! Wie soll das denn gehen? Ein Schüler kann doch nie besser werden als sein Lehrer?“ fragte ich verwundert.

„Denk doch noch mal an das leere Gefäß“, erinnerte er mich, „wenn ich davon überzeugt bin, dass du kein Gefäß bist, das ich mit meinem Wissen fülle, sondern z. B. eine kleine Eichel, die bereits das gesamte Potenzial in sich hat, um eine große Eiche zu werden, dann könnte ich dich über meine persönlichen Grenzen hinausbringen. Das ganze nennt man übrigens auch ‚Coaching‘“, gab er zu verstehen.

„Ok, ich glaube ich habe dich verstanden.“

Nach einer Zeit blätterte ich in meinen Notizen. Um sicherzugehen, dass ich alles richtig verstanden hatte, wandte ich mich an Michael: „Ich fasse noch mal zusammen:

- **Besonders in der Zukunft gilt: ‚Sein ist mehr als Wissen‘.**
- **‚Coaching‘ setzt die Fähigkeiten eines Menschen frei, seine eigene Leistung zu**

maximieren. Es hilft ihm eher zu lernen, als dass es ihn etwas lehrt.

- **Der Trainer sieht sich nicht als Problemlöser, Lehrer oder Experte, sondern als Förderer, Berater und Resonanzboden.**
- **Dabei kann und sollte ‚Coaching‘ den Schützling über die Grenzen des Trainers oder sein Wissen hinausbringen.“**

„Super, genau richtig. Das habe ich auch mit dir vor!“ sagte Michael begeistert.

„Aber wie können wir dieses Ziel erreichen?“

„Der erste Eckfeiler ist Verantwortung“ erklärte Michael, „Ich möchte dir helfen, Verantwortung zu sehen und wahrzunehmen.“

„Das versuche ich bereits wo ich kann“, gab ich zu verstehen.

„Der zweite Eckfeiler ist das Bewusstsein.“

„Was genau meinst du mit Bewusstsein?“ fragte ich.

„Es ist das Sammeln und Erkennen der wichtigen Fakten und Informationen. Es ist die Fähigkeit, Wichtiges vom Unwichtigen zu unterscheiden. Es schließt auch Selbsterkenntnis mit ein - also zu wissen, was man erlebt und erfährt. Es ist auch zu wissen, was um einen herum geschieht. Du kannst dein Bewusstsein durch Aufmerksamkeit und Konzentration steigern.“

„OK, ich habe mir jetzt notiert: **Es geht in erster Linie**



darum, Verantwortung und Bewusstsein zu schärfen.“

„Korrekt, damit bringst du es genau auf den Punkt. Du verstehst schnell und bist sehr aufmerksam“, lobte Michael.

„Danke, aber wie gehen wir jetzt weiter vor?“

„Ganz einfach“, sagte Michael, „ich werde dir einfach nur Fragen stellen. Dabei sind die Antworten für dich viel wichtiger als für mich!“

Ich überlegte einen kurzen Moment und dann verstand ich: „Klar, es geht ja um mein Bewusstsein und um meine Verantwortung, die durch deine Fragen geschärft wird. Also los geht's!“

Das Ziel

Nachdem wir ein allgemeines Ziel festgelegt haben und uns einig waren, was wir in

dieser Besprechung erreichen wollen, setzte ich mich in der nächsten halben Stunde mit interessanten und herausfordernden Fragen auseinander. Dabei fiel mir auf, dass Michaels Fragen immer meinen Interessen und Anliegen folgten.

Die Realität

Wir sprachen über die aktuelle Situation, in der ich mit meiner Gruppe stehe, und wo meiner Meinung nach die genauen Schwierigkeiten liegen. Dabei war ihm meine Beurteilung wichtig, was ich erwarte, befürchte, hoffe und auch wovor ich Angst habe. Durch seine Fragen wurde mir meine Situation bewusst und meine eigene subjektive Wahrnehmung immer deutlicher.

Die Möglichkeiten

Danach wurde es richtig kreativ. Ich sollte alle möglichen Möglichkeiten nennen, mit denen ich die von mir erkannten Probleme angehen könnte. Er nannte diese Phase „Brain-Storming“. Dabei sollte ich alle Hindernisse und Hürden kurzzeitig vergessen, damit sie mich nicht in meiner Kreativität einschränken. Fragen wie: „Was wäre, wenn Geld kein Problem wäre? Was wäre, wenn du mehr Mitarbeiter hättest? Was wäre, wenn dieses Hindernis nicht da wäre?“, halfen mir selbst auf Lösungen zu kommen,

an die ich vorher nie dachte.

Was? Wer? Wann?

Zum Schluss wurde es noch mal richtig konkret, denn es ging zur Umsetzung. Michael wollte von mir genau wissen, was ich von den genannten Möglichkeiten in Angriff nehmen werde und wann ich es tue. Alles wurde notiert. Wir überlegten gemeinsam, welche Schwierigkeiten dabei auf mich zukommen könnten und ob die angedachten Lösungen dann auch wirklich zum vorher festgelegten Ziel führen werden.

„Ich werde mit dir in Kontakt bleiben um sicherzugehen, dass du das Vorgenommene umsetzen kannst“, versicherte Michael mit einem Schmunzeln im Gesicht. Nachdem ich meinen Kaffee ausgetrunken hatte, war unsere erste Sitzung beendet.

Das war ein richtig hilfreiches Gespräch mit Michael. Aber hätte ich nicht selbst auf die Lösungen kommen können? Ach ja, das bin ich ja eigentlich auch!

Ich glaube, mir fallen gerade ein paar gute Fragen für meinen Mitarbeiterkreis ein ...

Heinz Janzen



Wie kann ich das Herz m

Deutschland ist Missionsland geworden! Eine Umfrage von Idea aus dem Jahr 2000 ergab, dass es etwa nur 2% wiedergeborene Christen in Deutschland gibt. Jeder Einzelne von uns hat die Aufgabe, Menschen um sich herum mit dem Evangelium zu erreichen. Dazu gibt es kein „Patentrezept“, aber wir können aus der Begegnung unseres Herrn mit der Samariterin in Johannes 4 viel lernen.

1. Welche Voraussetzungen sind dazu nötig?

1.1. Habe das richtige Motiv! V. 3

Unser Herr verließ Judäa, wo er zum Segen gewirkt hatte und war bereit nach Galiläa zu ziehen, wo man ihn sogar ablehnen würde. (Johannes 6,66) Er war nicht auf „Erfolg“ bedacht. Die Liebe zu seinem Vater und zu den Verlorenen drängte ihn. Wenn wir Menschen für Jesus Christus gewinnen möchten, muss uns die „Liebe Christi“ drängen. Dann möchten wir, dass andere Gottes Liebe erfahren, nämlich die Freude, mit Gott versöhnt zu sein. Auch unsere Liebe zu unserem Herrn drängt uns dazu. Weil wir den Herrn lieb haben, möchten wir gerne tun, was er möchte.

1.2. Lass dich von Gott leiten! V. 4

Jesus Christus „musste“ durch Samaria reisen. Auch wir müssen dieses innere, göttliche Drängen hören und gehorsam die Begegnung mit Menschen suchen. Wir brauchen Gottes Leitung für den richtigen Zeitpunkt und die richtigen Worte. Wie hören wir denn den „Marschbefehl“ Jesu für die jeweilige Situation? Die Voraussetzung ist zunächst, dass wir Gott unsere Bereitschaft nennen, das Evangelium weitersagen zu **wollen**. Und dann erleben wir im Gebet oder beim Bibellesen wie uns der Herr vielleicht immer wieder an einen Menschen erinnert. Manchmal schenkt er uns auch ein bestimmtes Wort, das sich darauf bezieht, unsere Nachbarin einmal einzuladen. Dann müssen wir gehorsam sein, sonst betrüben wir den Heiligen Geist.

1.3. Sei eine Dienerin Jesu mit de-

nem ganzen Leben! V. 6

Unser Herr war müde und außerdem waren die äußeren Umstände denkbar ungünstig: Mittagshitze in der Wüste! Dennoch beginnt er ein Gespräch und war somit bereit, sich in seiner wohlverdienten Ruhe stören zu lassen. Haben wir diese Bereitschaft überhaupt noch? Jemand sagte einmal:

In einer Welt voll Stress und Hektik erregen wir Aufsehen, wenn wir einem Menschen ein Stück unserer wertvollen Zeit schenken.

2. Suche den Kontakt mit deinem Nächsten ...

2.1. indem du die Initiative ergreifst V. 7

Der Herr Jesus wartet nicht, bis die Samariterin ihm etwas anbietet. Er nimmt den Kontakt auf. Wir sind heute oftmals zu zaghaft geworden, weil wir den anderen ja nicht bedrängen möchten. Aber die Menschen um uns herum kommen meistens nicht von sich aus auf Jesus Christus zu sprechen. Wir sind Botschafter an Christi statt und müssen den Menschen anbieten, dass sie Frieden mit Jesus Christus haben können. Paulus schreibt an Timotheus: „*Ich mahne dringend (...) Predige das Wort, stehe bereit zu gelegener und ungelegener Zeit*“ (2. Timotheus 4,1.2).

Gerne lade ich ungläubige Nachbarinnen zu einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen ein und beginne mit den Worten: „Ich bin gewohnt, vor dem Essen ein Gebet zu sprechen. Ist es Ihnen recht, wenn ich das laut tue?“ Die Reaktionen reichen von einem klaren ‚ja‘ bis hin



zu einem ‚wenn Sie meinen‘. So

wissen die Menschen aber von vorneherein, wo ich stehe.

2.2. indem wir demütig auch die Hilfe eines Ungläubigen annehmen V. 10

„Gib mir zu trinken“, mit diesem Satz drückt unser Herr seine Bereitschaft aus, auch Hilfe anzunehmen. Wenn wir Kontakte machen wollen, ist es wichtig, dass wir auch mal die Hilfsbereitschaft eines Ungläubigen annehmen. Wer auf natürliche Weise (nicht märtyrerhaft) sein Unvermögen zugibt, knüpft leicht Kontakte, weil die meisten Menschen schnell bereit sind, kleine Liebenswürdigkeiten zu erweisen.

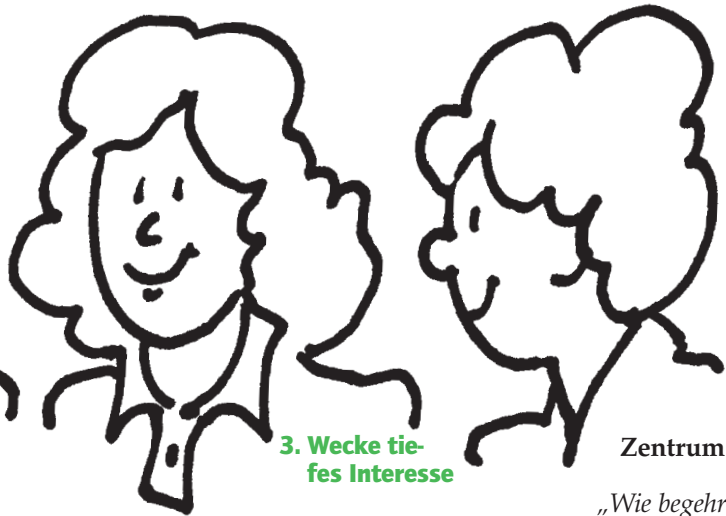
2.3. indem wir an die momentane Situation anknüpfen V. 7

„Gib mir zu trinken.“ Der Herr Jesus hatte verständlicherweise Durst und da kam die Samariterin, um Wasser zu schöpfen. Sehr schnell müssen wir manchmal die Gelegenheiten wahrnehmen, um Kontakte zu knüpfen. Das müssen wir aber in jedem Fall im Gebet vorbereiten, denn sonst sagen wir entweder das Falsche oder es fällt uns gar nichts ein. Auch hier gilt: „*Wenn aber jemandem unter euch Weisheit mangelt, so erbitte er sie von Gott, der allen (also dem Schüchternen wie dem Schnellen) gern und ohne Vorwurf gibt, so wird sie ihm gegeben werden*“ (Jakobus 1,5).





eines Nächsten erreichen?



3. Wecke tiefes Interesse

Zentrum schmackhaft!

3.1. Bete konkret!

Wir dürfen nicht bei den guten Kontakten stehen bleiben, diese müssen vielmehr zum tiefen Interesse an Jesus Christus und schließlich zum Glauben an ihn führen. Nicht wir können Interesse bei dem anderen wirken und deshalb ist es in erster Linie wichtig, für meinen Nächsten konkret zu beten. Unser Gebet muss sein, dass Gott uns Wege zu dem Herzen unseres Nächsten zeigt, dass unsere Nachbarn ihre eigene Leere erkennen und sie offen werden für Gottes Reden. Und dann ist es ganz wichtig, **konkret** dafür zu beten, dass unser Nächster zum Glauben findet. Wie oft müssen wir uns da vielleicht auch Jakobus 4,3 sagen lassen: „Ihr habt nichts, weil ihr nicht bittet.“

3.2. Lebe deinen Glauben vor!

„Herr, ich sehe, dass du ein Prophet bist!“ V. 19. Warum sagt die Frau wohl nicht, „**ich höre**, dass du ein Prophet bist“? Ich glaube, dass der Herr Jesus durch sein ganzes Wesen die Liebe Gottes ausstrahlte und die Frau schon „**sah**“, dass er ein Sprachrohr Gottes ist. Die Ungläubigen müssen an unserem Leben im Alltag sehen, dass wir in der Abhängigkeit von Jesus Christus leben wollen. Dazu gehört auch, dass wir zu unseren Fehlern stehen und Gott und vielleicht auch einmal einen Ungläubigen um Vergebung für eine Sache bitten.

3.3. Mache immer wieder das

„Wie begehrt du, ein Jude, von mir zu trinken, die ich eine Samariterin bin?“ V. 9. Der Herr Jesus gibt eine erstaunliche Antwort: „Wenn du die Gabe Gottes erkennst und wer der ist, der zu dir spricht: Gib mir zu trinken - so würdest du ihn bitten, und er gäbe dir lebendiges Wasser!“ Der Herr Jesus macht hier deutlich, dass es um ganz andere Dinge geht, als dass ein Jude nicht mit einer Samariterin spricht, weil die Samariter ein Mischvolk waren. Er vermeidet dabei jegliche Diskussion und macht ihr vielmehr schmackhaft, Gottes Gabe (Jesus Christus) anzunehmen. Um unserem Nächsten das Zentrum schmackhaft zu machen, müssen wir uns von Gott erst den konkreten Mangel des anderen zeigen lassen. Ich fragte einmal eine Nachbarin, was der Sinn des Lebens für sie sei. Darauf wusste sie keine Antwort, stellte dann aber die entscheidende Gegenfrage: Was ist denn der Sinn für dich? Das gab die Gelegenheit, zum Zeugnis, was der Sinn des Lebens für mich ist und wie ich dazu gekommen bin.

3.4. Schätze den anderen wert!

Der Herr Jesus ließ sich auf ein Gespräch mit der Samariterin ein und dadurch zeigte er ihr seine Wertschätzung. Auf keinen Fall dürfen wir das Leben unserer ungläubigen Nachbarn verurteilen, ihren Charakter verändern wollen oder überheblich wirken, indem wir vielleicht sagen: wenn du Christin wärest, wärest du nicht fix und fertig. Stattdessen dürfen wir demütig bekennen: Ich kenne auch Situationen, die mich sehr niederdrücken wollen.

Aber ich habe dann das Vorrecht, dass ich Jesus Christus um Hilfe anflehen darf. Er hat mich dabei noch nie enttäuscht. Wertschätzung zeigt sich darin, dass ich den anderen ernst nehme. Das tun wir auch, indem wir ihn z.B. sich selbst hinterfragen lassen: „Macht dich diese Lebenseinstellung wirklich zutiefst glücklich?“

3.5. Rede vom Zentrum: Von Sünde und Vergebung V. 16

„Gehe hin, rufe deinen Mann und komm her.“ V. 16. Mit dieser Aufforderung sollte die Frau ihre Sünde selbst erkennen und dann herkommen, also nicht verzweifelt weggehen. Wenn wir erkennen, dass unser Nächster ein ehrliches Verlangen hat, Jesus Christus kennen zu lernen, müssen wir ihm erklären, was Sünde ist, dabei aber **sehr einfache Worte** benutzen. Und dann müssen wir auch ein konkretes Angebot machen: du darfst **heute** zu Jesus beten und ihn um Vergebung bitten.

Annegret Schumann



Annegret Schumann hält Frauenfrühstückstreffen, Schulungen für Frauen und Frauenstunden in Zusammenarbeit mit der „Internationalen Arbeitsgemeinschaft Mission (IAM)“, einer missionarischen Missionsarbeit in Deutschland.

Eine vergessene Sicht: Der Islam - Gottes Ruf zur Umkehr?

Gottes Ruf

Seit dem 11. September mit dem teuflischen Attentat auf das World Trade Center in New York wird den Muslimen weltweit mit zunehmender Ablehnung begegnet. Durch die Selbstmordattaken islamischer Attentäter gilt der Islam als religiöse Ideologie, vor der man nur warnen kann. Mohammeds antichristliche Lehren im Koran treiben Menschen in den selbstmörderischen Fanatismus. So die öffentliche Meinung. Politiker und Staatsschützer sind gefordert. Für sie geht es darum, die militanten Drahtzieher und Extremisten zu finden und ihren Einfluss zu stoppen. In einer Demokratie mit verfassungsrechtlich garantierter freier Wahl der Religion ist diese Aufgabe heikel.

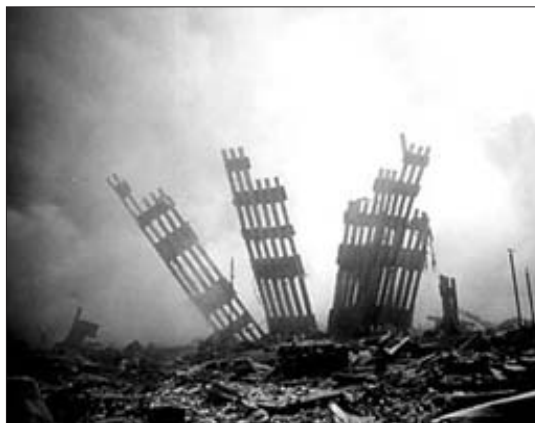
Die Reaktionen auf den wachsenden Einfluss, den der Islam in der Welt hat, sind heute weitgehend von Angst gesteuert. Ob wir nun dem Islam in seiner radikalen oder seiner gemäßigten Form begegnen - wir müssen uns mit ihm auseinandersetzen. Die Zeit des Verdrängens ist abgelaufen.

In den vergangenen Monaten standen die verurteilenden und warnenden Stimmen auch in christlichen Kreisen im Vordergrund. Aufklärung über Hintergründe, Vernetzung und Ziele des Islam sind wichtig. Der Islam ist ein religiöser Irrweg. Mit den Massstäben der Bibel gemessen, ist er als antichristlich zu bezeichnen (vgl. 1. Johannes 2,22-29). Trotzdem stellen sich hier auch Fragen in die andere Richtung. „Wo wir uns als Christen ehrlichen Herzens mit dem Islam auseinandersetzen, da beginnt für uns auch die Auseinandersetzung mit unserem eigenen Glaubensleben.“

Diese Erkenntnis bewegte Andreas Baumann, einen 34-jährigen Theologen und Missionswissenschaftler, der sich seit Jahren mit dem Islam befasst und den Nahen Osten mehrfach bereist hat, tief. Er

begann, in der Kirchengeschichte nachzuforschen. Wie wurde dem Islam in früheren Zeiten begegnet? Was hat der Islam uns Christen auch noch zu sagen? Antworten auf diese Fragen liegen jetzt in Buchform vor: „Der Islam - Gottes Ruf zur Umkehr? Eine vernachlässigte Deutung aus christlicher Sicht“ (Brunnen, 2003).

Selbstkritik aufgrund der Auseinandersetzung mit dem Islam ist unter Christen ungewohnt. Autor: „Das liegt unter anderem daran, dass uns etwas verloren gegangen ist, was Christen in früheren Zeiten noch bewusst war: Sie verstanden den Islam auch als einen Ruf Gottes an die Christenheit - einen Ruf zur Umkehr.“ Baumanns Buch ruft dieses in Vergessenheit geratene Verständnis des Islam in Erinnerung. Er tut dies vorsichtig, als sei er selbst nicht ganz sicher, um nicht falsch verstanden zu werden. Mehr fra-



gend im Stil von: „Freunde, haben wir angesichts des Islam nicht eine weitere mögliche Interpretation vergessen?“

Andreas Baumann hat den Nahen Osten mehrmals besucht, gerade auch die Orte mit christlicher Vergangenheit. Er schreibt: „Jedes Mal, wenn ich im Nahen Osten solche Ruinen besuchte, drängte sich mir deshalb die Frage auf: Wie konnte es dazu kommen, dass das Christentum sich diesen Boden vom Islam



streitig machen liess? Wie konnte der Glaube an den auferstandenen Christus, der für sich beansprucht, dass ihm ‚alle Macht im Himmel und auf Erden‘ gegeben ist, hier so völlig besiegt werden?“

Tatsächlich steht die Wiege des Christentums nicht im „christlichen Abendland“, sondern im

Nahen Osten. Alle bedeutenden Orte der Geschichte des frühen Christentums liegen heute auf islamisch dominiertem Gebiet. Der Garten Eden wird mit den Flüssen Euphrat und Tigris (Türkei, Syrien, Irak) in Verbindung gebracht. Noahs Arche blieb am Berg Ararat (Türkei) hängen. Abraham stammte aus Ur (Irak).

Paulus war aus Tarsus (Türkei). Viele Orte seiner Missionsreisen liegen auf dem heutigen Gebiet der Türkei (Attalia, Perge, Antiochia, Ikonium, Lystra, Derbe, Troas u. a.). Der Völkerapostel verfasste Briefe an Gemeinden in Galatien, Ephesus und Kolossä (alle Türkei). Gottes Sendschreiben in der Offenbarung des Johannes richteten sich samt und sonders an Gemeinden und Orte in der heutigen Türkei: Ephesus, Smyrna, Pergamon, Thyatira, Sardes, Philadelphia, Laodizea. Auch die Geschichte des Christentums in den ersten Jahrhunderten spielte sich zum großen Teil in Regionen ab, die heute zu den islamischen Kernländern zählen!

Heute leben in der Schweiz rund 300 000 Muslime, in Deutschland sind es über zwei Millionen. Nach den Protestanten und Katholiken bilden die Muslime die drittgrößte Glaubensgemeinschaft - und sie wächst. Werden wir von Mohammeds Anhängern unbemerkt erobert? Wird an unseren Kirchtürmen bald weit herum sichtbar stehen: „Es gibt keinen Gott außer Allah!“? Werden bald die Glocken schweigen und wir uns den Rufen der Muezzins beugen? Wird die christliche Kultur verdrängt werden wie einst in Ephesus



Andreas Baumann



ute der Zucht?



Anschlag auf das WTC am 11.9.2001. Foto: ap

und Laodizea? Solche Vorstellungen machen Angst.

Das Bild des Islam in der Öffentlichkeit ist geprägt vom Heiligen Krieg, von schwarz verummten Hamas-Attentätern, von entrechteten Frauen in Afghanistan. Das führt bei uns zur pauschalen Verurteilung der Muslime und damit zu ihrer Ausgrenzung. Bürgeraktionen fordern Baustopps für Moscheen. Der Religion mit dem Halbmond soll nicht noch mehr Raum gegeben werden. Der besonnene Beobachter muss allerdings zugeben, dass solcher Protest die Lage keineswegs beruhigt. Soziologische Studien belegen, dass sich immer mehr junge Muslime aus unserer Gesellschaft zurückziehen und in den Fängen obskurer Extremisten landen.

Andreas Baumann steht für die verfassungsrechtlich garantierte Religionsfreiheit ein: „Solange islamische Vereinigungen die verfassungsrechtlichen Bedingungen einhalten, sollten sich Christen nicht öffentlich gegen die Einrichtung von Moscheen wenden.“ Baumann ist überzeugt: „Selbst wenn wir als Christen im Islam einen gefährlichen religiösen Irrweg erkennen, sollten wir uns

doch davor hüten, unserem Glauben mit Gewalt zum Sieg verhelfen zu wollen.“ Sobald Christen Zwang und Gewalt einsetzten, wählten sie denselben Weg, wie es der Islam auch tue. Christus hingegen sei den Weg der Liebe und des Leidens gegangen.

Gemäß Andreas Baumann könnten Nachfolger Jesu „dem Islam bzw. den Muslimen nur mit den ‚geistlichen Waffen‘ (vgl. Epheser 6,10-17) gegenübertreten: in der Kraft des Heiligen Geistes und mit dem lebendigen Wort Gottes; in Glaube, Liebe, Hoffnung und Geduld“.

Doch Islam-Kenner Baumann differenziert. Gegenüber „factum“ brachte er zum Ausdruck, dass es für ihn durchaus fraglich sei, „ob Muslime unbedingt ein zwanzig Meter hohes Minarett brauchen und man sich den Gebetsruf per Lautsprecher gefallen lassen muss“. In einem solchen Fall würde er an die Muslime appellieren, wenn sie sich auf die Religionsfreiheit und Toleranz berufen, dann doch ein Zeichen des guten Willens zu setzen und auf solche Provokationen zu verzichten.

So sehr er die Religionsfreiheit

hochhält, so sehr ist Baumann aber auch für eine genaue staatliche Kontrolle. Wenn eine Gruppierung sich nicht an die Staatsverfassung halte, dann müssten die entsprechenden Organe konsequent durchgreifen. Um auf die Herausforderung durch den Islam ausgewogen zu reagieren, gelte es unbedingt, Elemente aus allen drei Reaktionsmustern - Widerstand, Mission, Dialog - einzusetzen und zu beachten. In seinem Buch weist Andreas Baumann nun auf eine zusätzliche Reaktion hin, die Christen betrifft und die offenbar im Laufe der Kirchengeschichte vergessen ging: die christliche Selbstkritik und innere Umkehr. Für den Autor „etwas ganz Entscheidendes“.

Als Paul Schütz, damals Leiter der Deutschen Orient-Mission, im Jahre 1928 den Vorderen Orient bereiste, hatte er schon bald nach der Ankunft im ägyptischen Alexandria den Eindruck, dass ihn etwas von den Menschen im Orient trennte. Er beschrieb dies als unsichtbare „dämonische“ Mauer. War dieser verborgene Wall der Grund für die bislang so wenig wirkungsvolle Mission unter Muslimen? Interessant, dass Schütz das geistige Hindernis nicht bei den Muslimen suchte, son-





Gottes Rute

INFO 1

In einer Studie mit dem Titel „Mohammed und das Christentum“ untersuchte Jürgen Kuberski das Wesen des Christentums zur Zeit Mohammeds. Der Autor formuliert darin folgende Zustände, welche die Entstehung des Islam begünstigten:

- > die Zerrissenheit des Christentums in einander sich bekämpfenden Sekten
- > die Uneinigkeit in wichtigen Glaubenslehren
- > das Fehlen von Gemeinden in Arabien
- > das Fehlen einer arabischen Bibelübersetzung
- > das Fehlen von Missionaren bzw. missionarischer Predigt
- > die missionarischen Möglichkeiten wurden nicht genutzt: Hier sind besonders Handel und Verkehr zu nennen
- > die Aufnahmebereitschaft der Araber gegenüber dem Evangelium wurde nicht erkannt
- > die in sich gekehrte Frömmigkeit vieler Christen
- > die fehlende Bibelkenntnis der Christen
- > die äußerliche Frömmigkeit bzw. Riten, Bilder und Symbole vermittelten ein falsches Bild vom Glauben
- > die zu enge Verbindung bzw. Gleichsetzung der Christen mit den politischen Mächten

Wie konnte der Islam inmitten einer Region entstehen, in der die christliche Gemeinde ihre Wurzeln hatte? Jürgen Kuberski schließt seine Studie mit nachdenklichen Sätzen: „Zwar spielten die Englerscheinungen (= gemeint sind die übernatürlichen Eingaben, die Mohammed hatte und aufgrund ihrer Inhalte als dämonisch inspiriert gelten müssen) eine wichtige Rolle, doch darf man deswegen die andere Form der widergöttlichen Beeinflussung nicht außer Betracht lassen: Das Fehlverhalten der Christen der damaligen Zeit, die Irrlehren, die fehlende Mission und zu geringe Kenntnis der Christen von ihrem Glauben - dies sind Punkte, die mindestens ebenso zur Entstehung und Ausbreitung des Islam beigetragen haben.“

Quelle: Jürgen Kuberski, Mohammed und das Christentum. Das Christentum zur Zeit Mohammeds und die Folgen für die Entstehung des Islam. Verlag für Kultur und Wissenschaft, Bonn 1987; zitiert in: „Der Islam - Gottes Ruf zur Umkehr? Andreas Baumann, Brunnen Verlag, 2003, Basel



dern bei sich und der Christenheit. In der Heimat unbemerkt geblieben, sei diese Mauer im Orient plötzlich spürbar geworden. In der Begegnung mit den Orientalen, die hofften, von ihm etwas Geld zu bekommen, wurde Schütz klar, dass dieser unsichtbare Wall den Namen „Mammon“ trägt.



Freitagsgebet in Jerusalem, Tempelberg

Schütz schrieb in „Zwischen Nil und Kaukasus“: „Im Geld liegt unsere Macht ... dies heischen sie (beileibe nicht unser Christentum!). Durch den Besitz dieser Macht sind wir charakterisiert (beileibe nicht durch unseren Glauben).“ Im weiteren Nachdenken ist Schütz klar geworden, dass die protestantische Kirche des Westens viel Grund zur Buße habe. Hatte sie nicht auf verhängnisvolle Art und Weise Religion und Politik vermischt? „Aus der Distanz der Ferne sieht man, dass da drüben in Europa im Herzen der Christenheit die Kirche in die babylonische Gefangenschaft geraten ist. Sie hat ihr Erstgeburtsrecht verkauft ... Man traut ihr daheim ebenso wenig wie hier draußen. Sie hat das Vertrauen verloren ...“

Wie deutete die orientalische Kirche den Islam? Diese interessante Frage beantwortet Andreas Baumann mit mehreren Belegstellen aus der Kirchengeschichte. Der sich rasant ausbreitende Islam wurde in den verschiedenen orientalischen Kirchen durchaus häufig als Strafe Gottes für das Versagen der Christen gedeutet, vorwiegend allerdings als Strafe für den jeweiligen kirchlichen Gegner. Das blieb über Jahrhunderte so.

Im Jahre 1604 wurde ein Teil der armenischen Bevölkerung durch muslimische Heere verschleppt. Arakel von Tabris (ca. 1600 bis 1670) beschreibt: „Da hätte unser Volk den Mose der alten Zeiten gebraucht und seinen Nachfolger Josua, um Israel aus den Händen eines anderen Pharaos zu befreien ... aber sie hatten sie nicht, denn die Menge unserer Verbrechen hatte die Türen der Barmherzigkeit des gerechten Gottes verschlossen.“

In der Reformationszeit spitzte sich die Situation zu. Der Islam rückte Richtung Europa vor. John

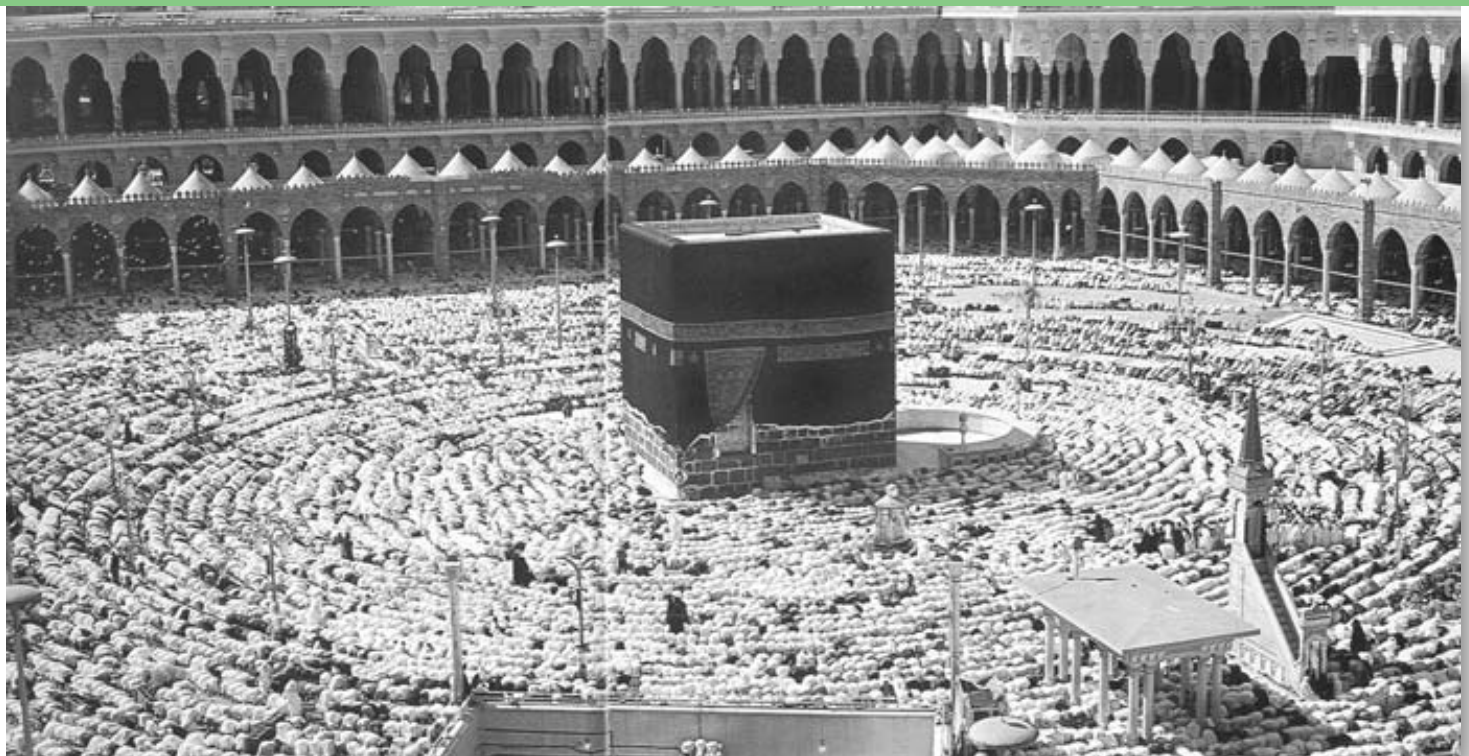
Wycliff (1330 bis 1384) vertrat die Ansicht, der Islam gewinne deshalb immer mehr an Macht, weil die Kirche versagt habe: „Ich wage zu sagen ... dass diese Antireligion so lange wachsen wird, bis der Klerus zur Armut Jesu Christi und zu seiner ursprünglichen Situation zurückkehrt.“ Man müsse den Geist des Islam durch den Geist des Evangeliums überwinden, mahnte Wycliff. Martin Luther (1483 bis 1546) gab eine Art Handbuch über den Islam heraus. Darin widmete er sich der Frage, wie man als Christ zum Krieg gegen die Türken zu stehen habe. Krieg zu führen oder dazu aufzurufen, war für Luther nicht Aufgabe der Kirche. Die Pflicht, das Land vor äußeren Feinden zu schützen, war für ihn allein Sache der weltlichen Obrigkeit.

Die Bedrohung durch die islamischen Heere sah Luther einerseits als ein Werk des Teufels an. Letztlich aber deutete er sie als „Gottes zornige Rute“, mit der er die Christenheit für ihre Sünden strafen wolle. Die Bedrohung durch die islamischen Heere war für den Reformator ein ernst zu nehmender und demütigender Bußruf an die Christenheit. Buße tun, das war für ihn der erste Schritt zur Abwehr des Islam: „Es muss wahrlich dieser Streit bei der Buße angefangen sein, und wir müssen unser Wesen bessern oder wir werden umsonst streiten.“ Missionswissenschaftler Baumann fasst Luthers Haltung zusammen: „Obwohl Luther sich über die Religion des Islam keine Illusionen machte und in ihm eine antichristliche Macht erkannte, deutete er zuweilen an, dass er den desolaten Zustand der christlichen Kirche für noch schlimmer hielt.“

Einmal notierte der Reformator: „... die Christen schänden den Namen Christi, obschon sie Gottes Wort haben, und sind darum ärgere Christen, als jene, die sich machemistisch (= mohammedanisch) nennen und nicht christlich rühmen.“ Luther verstand den Islam auch als züchtigenden Schulmeister. Christen müssten wieder lernen, Gott zu fürchten und anzubeten, „sonst ver-



der Zucht?



Freitagsgebet in Mekka

faulen wir gantz ynn sunden (= Sünden) und aller sicherheit, wie bisher geschehen“.

Auch für Luthers Mitarbeiter Philipp Melanchthon (1497 bis 1560) war der Islam eine den Christen auferlegte Strafe für ihre Sündhaftigkeit und Gottlosigkeit. Johannes Calvin (1509 bis 1564) schließlich bezeichnete den Türkenkrieg als „ein Zeichen des göttlichen Zornes ... mit dem der Herr der Christenheit ... die Erneuerung der Kirche fördern“ wolle.

Während der Gedanke der Mission unter Muslimen bei den Reformatoren kaum Erwähnung findet, brach mit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert eine neue Phase in der Auseinandersetzung mit der islamischen Welt an. Die protestantische Missionsbewegung widmete sich ihr nun intensiver und auch in dieser Epoche finden sich Hinweise, dass der Islam als Gericht Gottes verstanden wurde.

Missionspionier Samuel M. Zwemer schrieb 1884: „So wie der Islam selbst als eine Geißel Gottes über die unheilige und götzendienerische Kirche kam, so erstarkte der Islam auch und breitete sich ostwärts nach China und westwärts nach Sierra

Leone aus, weil die Kirche nicht den geringsten Versuch machte, mit den großen Scharen der Mohammedaner in Berührung zu kommen, um ihnen das Evangelium zu bringen.“

Karl Meinhof, Professor für Afrikanistik: „Wenn die Christenheit des Orients nicht versunken gewesen wäre in Bilderdienst, Aberglauben und öde Lehrstreitigkeiten, in Möncherei und äußerliche Werkheiligkeit - der Islam hätte nichts ausgerichten können ... Das ist eine Warnung für die Christen aller Zeiten.“ Vereinzelt findet sich auch in unserer Zeit in Missionskreisen die Ansicht, der Islam sei als Gericht Gottes über die Gemeinde zu verstehen. Deutlich vertreten wird diese Ansicht von Eberhard Troeger, dem früheren Leiter der Evangeliumsgemeinschaft Mittlerer Osten: „War nicht auch das islamische Reich, welches die alte mittelöstliche und nordafrikanische Kirche bis auf Reste vernichtet hat, ein Gericht Gottes über eine Kirche, welche die Nachfolge des Gekreuzigten verlassen hatte? Ist die Existenz des Islam als eine weltliche und religiöse Macht mit ihrer enormen Herausforderung nicht bis heute ein Gericht Gottes über eine Kirche, die vielfach den

Boden der Heiligen Schrift verlassen hat?“

Das Phänomen Islam ist vielschichtiger und nicht allein mit dem Stichwort „Gericht Gottes“ zu erklären. Aber bedenkenswert und biblisch im Grundsatz möglich ist die Gerichts-Einordnung durchaus. Der bohrenden Frage nach dem eigenen Versagen sollte kein Christ zu keiner Zeit ausweichen.

Die Ursachen für ein Gericht Gottes sieht Andreas Baumann im Versagen der Christenheit durch Zersplitterung, Machtmissbrauch, Versagen der Mission und der Theologie und im Versagen im Umgang mit dem Judentum. „Was wäre geschehen, wenn es eine starke eigenständige und theologisch verwurzelte arabische Kirche gegeben hätte, die Mohammed aus eigenem Erleben gekannt hätte?“, fragt sich Baumann. Tatsächlich lernten die Araber das Christentum vorwiegend durch Mönche kennen, die in Wüsteneien lebten und deren Glaubenspraxis von Beten, Fasten und Pilgerreisen geprägt war. Praktiken also, die später auch der Islam anbot.

Tragisch war zudem, dass keine Übersetzung des Neuen Testaments



Gottes Rute?



in arabischer Sprache existierte. Mohammed lernte ein sektierendes Christentum voller Irrlehren kennen. So ging er beispielsweise davon aus, dass die christliche Dreieinigkeit aus Gott, dem Vater, Jesus, dem Sohn, und Maria, der Mutter, besteht (vgl. Sure 5,116). Hingegen kommen die entscheidenden neutestamentlichen Lehren im Koran gar nicht vor. Die Islamwissenschaftlerin Christine Schirmacher im Standardwerk „Der Islam, Band 1“: „Trotz der zahlenmäßig teilweise starken christlichen Präsenz in Arabien kann man davon ausgehen, dass Mohammed echtes, auf der Bibel gegründetes Christentum niemals kennen gelernt hat.“ Die Christenheit im Vorderen Orient war zu Lebzeiten Mohammeds - soweit sich das rückblickend nachvollziehen lässt - theologisch mangelhaft gelehrt und entsprechend gespalten. Emanuel Kellerhals schreibt in „Der Islam. Seine Geschichte. Seine Lehre. Sein Wesen“: „Es ist nicht die Schuld des Islam, dass die christliche Botschaft zu Mohammed und zu seinem Volk nicht in ihrer ursprünglichen Reinheit, sondern teils in häretischer oder apokrypher Verzerrung, teils in der dogmatischen und kultischen Entartung der Großkirche gekommen ist. Es gibt ja kaum einen antichristlichen Satz Mohammeds, für den sich nicht irgendeine Randgestalt der christlichen Kirche als mögliche Quelle nachweisen ließe.“ Lernen wir aus der Vergangenheit?

Aus den Problembereichen, in denen sich Christen angesichts der aktuellen Situation hinterfragen müssen, griff Autor Baumann acht Hauptbereiche heraus:

1. (Fehlende) Gottesbeziehung

Echtes, erneuertes Leben wächst nur aus der Gemeinschaft mit dem Vater (Jakobus 1,17-18), dem Sohn (Johannes 15,4-5) und dem Heiligen Geist (Galater 5,22).

2. (Äußere) Frömmigkeit

Echter Glaube ist nicht gleichzusetzen mit dem Absolvieren bestimmter Frömmigkeitsübungen. Es gilt, eine lebendige Frömmigkeit

einzuüben, ohne in die Gesetzlichkeit abzurutschen.

3. (Westlicher) Lebensstil

Es gilt, darum zu ringen, in der westlichen Kultur einen christlichen Lebensstil zu prägen.

4. (Falsche) Theologie

Die Theologie muss sich unter die Autorität des Wortes Gottes stellen. Das ist eine Theologie, die Gott verherrlicht und der Gemeinde dient.

5. (Fehlende) Einheit

Es gilt, entschieden nach Einheit zu streben, ohne falsche Kompromisse zu machen.

6. (Unreflektierte) gesellschaftliche Einflussnahme

Christen sollen die Gesellschaft prägen, aber darauf verzichten, ihre Ziele mit Gewalt durchzusetzen.

7. (Feindseliger) Umgang mit dem Judentum

Den Juden sollen Christen besondere Zuwendung entgegenbringen (Psalm 122,6; Römer 10,3), ohne aber die Araber abzulehnen. Auch ihnen sollte mit Respekt und Liebe begegnet werden.

8. (Mangelnde) Missionstätigkeit

Die Mission muss sich entscheiden den Muslimen zuwenden. Mitten im Westen leben Hunderttausende von türkischen, persischen, arabischen und anderen Muslimen. Christen stehen in der Verantwortung.

Mit seinem Buch weist Andreas Baumann auf einen in der Islam-Diskussion vergessenen, jetzt neu zu bedenkenden Punkt hin. Wird der selbstkritische Ansatz angenommen und beherzigt, besteht die Chance, dass Bewegung in die verhärteten und von Angst dominierten Fronten kommt. Neue Wege könnten sich auftun, damit das Evangelium so zu den Muslimen kommt, dass es ihr Herz erreicht. Der Missiologe Baumann zieht ein Fazit unter seine Überlegungen, das erst einmal verdaut werden will: „Wir haben als Christen angesichts des Islam in mancherlei Hinsicht versagt. Was können wir tun? So paradox es klingen mag: Das Einzige, was uns voranbringt, ist die Umkehr!“

Diese Überzeugung teilte schon vor hundert Jahren Johannes Lepsius, ein Vordenker der modernen Missionsarbeit unter Muslimen: „Wir Christen jammern, diese Türe sei verschlossen; aber wir vergaßen nur, den Schlüssel aus der eigenen Tasche zu ziehen (...) Wir nennen die Moslems unbekehrbar, weil wir selber noch nicht recht bekehrt sind.“ Damals drang Lepsius mit seiner Erkenntnis nicht durch. Jetzt wird das Vermächtnis von Lepsius von Andreas Baumann aufgegriffen und in die aktuelle Diskussion geworfen. Baumann schreibt eine Promotionsarbeit über „Johannes Lepsius' missiologisches Erbe“. Wird sein Ruf in unserer Zeit gehört?

Rolf Höneisen 

aus: factum 8/2003,
www.factum-magazin.ch
mit freundlicher Genehmigung

Dieser Artikel fasst im Wesentlichen den Inhalt folgenden Buches zusammen:
Andreas Baumann: Der Islam - Gottes Ruf zur Umkehr? Eine vernachlässigte Deutung aus christlicher Sicht, Brunnen, Basel/Gießen, 2003, 143 S., 3 8,95, CHF 14,95, Bestell-Nr. 113759

Andreas Baumann, 34, studierte Theologie und Missionswissenschaft. Seit vielen Jahren setzt er sich intensiv mit dem Islam auseinander und besuchte mehrmals den Nahen Osten. Sein Buch „Der Islam - Gottes Ruf zur Umkehr? Eine vernachlässigte Deutung aus christlicher Sicht“ bringt überraschende Einblicke in die Geschichte der Beziehungen zwischen Christen und Muslimen. Baumann belegt u. a., dass die Reformatoren Luther, Calvin und Melancthon im Islam ein Gericht Gottes sahen, das die Christenheit zur Umkehr rufen sollte. Viele Christen früherer Zeiten verstanden den Islam auch als einen geistlichen Weckruf. Baumann greift diese Deutungen auf und stellt sie zur Diskussion. Unter folgender E-Mail-Adresse sucht er den Gedankenaustausch:
autor.umkehr@gmx.de